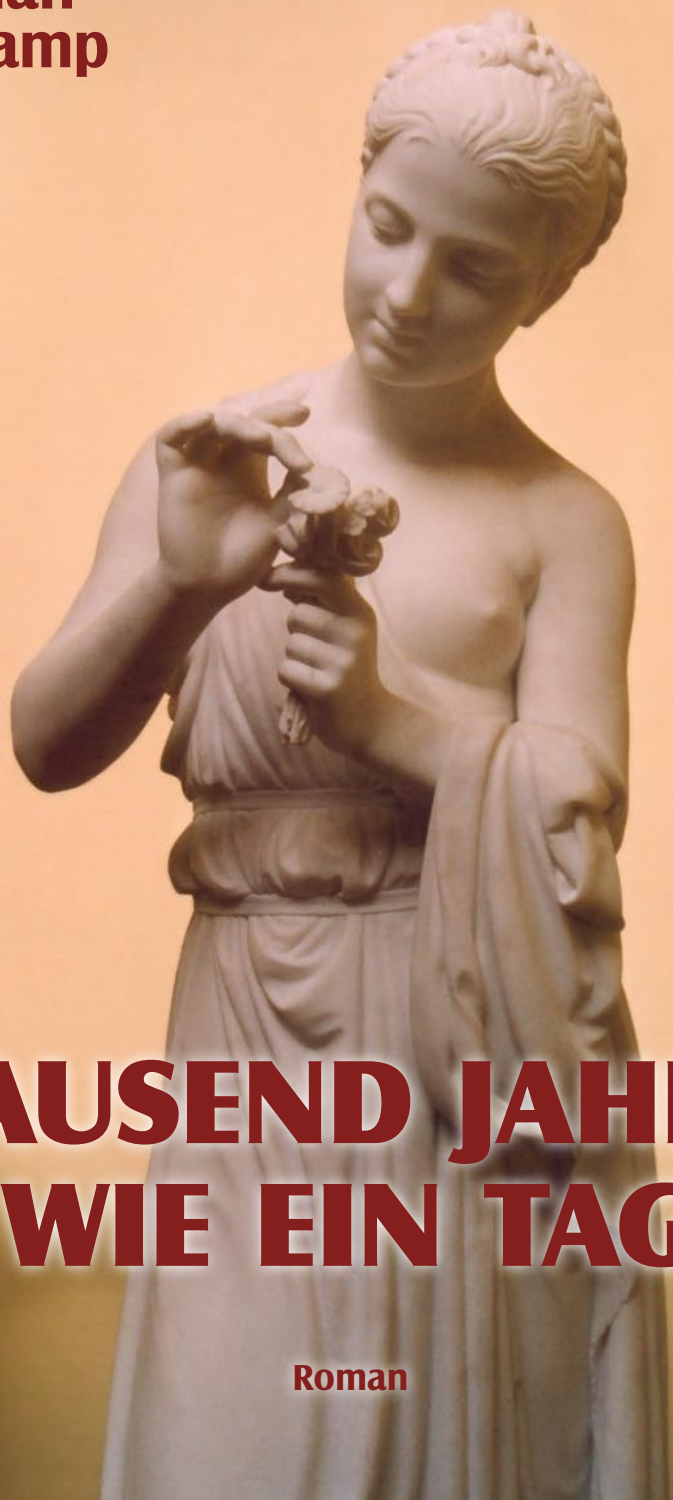


**Christian
von Kamp**



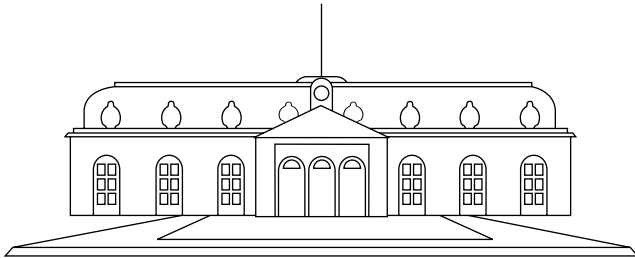
TAUSEND JAHRE WIE EIN TAG

Roman

Christian von Kamp

TAUSEND JAHRE WIE EIN TAG

Roman



Für die eBook-Gestaltung danke ich
ganz herzlich Herrn Matthias Klemm!



Düsseldorf 2006
© Alle Rechte beim Autor Christian von Kamp
<http://www.christian-von-kamp.de>

*„Vor Gott ist ein Tag wie tausend Jahre,
und tausend Jahre sind wie ein Tag.“*

2. Petrus 3,8

Hätte ich ihn doch nur nicht beleidigt, alles wäre vermutlich anders gekommen. Hätte ich ihm nur nicht an den Kopf geworfen, Verleger seien vor allem Sadisten, die mit Vorliebe Schriftsteller quälen und selbstherrlich bestimmen, wer Genie ist und wer Versager.

Dabei wunderte ich mich schon wenige Minuten später darüber, daß ich so ausfallend geworden war. Es ging ja nicht um mich; in Ralph Möller hatte ich den besten Verlagsinhaber gefunden, den ein Autor sich wünschen konnte. Nicht zuletzt dank seines unermüdlichen Einsatzes für mich hatte mein letzter Roman innerhalb kürzester Frist die Spitzenplätze der Bestseller-Listen erklommen. Es ging auch nicht um einen Freund, den ich etwa in seinem Verlag hätte unterbringen wollen. Ein mir gänzlich unbekannter Schriftsteller, Rudi A. Ego, hatte mir ein Manuskript zur Begutachtung zugesandt, „Das Nichtmärchen von Hans und Grete“, das mich bereits nach der Lektüre der ersten Seiten begeistert hatte, und ich hatte Ralph gefragt, ob nicht er das Buch verlegen könne. Er hatte nur kurz hineingeschaut und dann abgelehnt. Nein, dieser Text sei für Konsumenten unserer Zeit gänzlich ungeeignet, er entspräche in keiner Weise den heutigen Lesegewohnheiten, daraus sei ein gängiges Produkt nicht herzustellen, von einem Markenartikel ganz zu schweigen.

Diese Worte regten mich so auf — vermutlich nicht zuletzt auch deshalb, weil ich an meine eigenen ersten Schriftstellerjahre und die Hunderte von Abweisungen durch Verlage denken mußte —, daß ich nicht mehr an mich halten konnte, ihm Sadismus und Selbstherrlichkeit vorwarf und ihm, in Anspielung auf das bekannte Petrus-Zitat, schließlich vorhielt, „vor einem Verleger ist ein Versager wie tausend Genies, und tausend Genies sind wie ein Versager.“

Ralph, schon seit Jahren mit mir befreundet, quittierte meine Beleidigung mit einem Grinsen: „Komm, beruhig dich erst einmal.“ Er bot mir eine Zigarre an, die er aus einer Schublade seines riesigen Schreibtisches hervorholte. Glaubte er tatsächlich, ich scherzte, oder tat er nur so? Ich will nicht ausschließen, daß er mir den Streich, der so unvermutete Folgen haben sollte, gar nicht wegen dieser Geschichte spielte, sondern einfach aus Enttäuschung über meinen Rückzug ins Privatleben, wodurch er sich möglicherweise im Stich gelassen fühlte. „Ich schreibe jetzt kein Buch mehr,“ so hatte ich unser unglückliches Gespräch begonnen, „jedenfalls nicht mehr für die Öffentlichkeit, also auch nicht für den Verlag.“

Dies war der eigentliche Grund, weshalb ich Ralph aufgesucht — und insgeheim bereits Rudi A. Ego als meinen Nachfolger gesehen hatte. Zumindest nach außen hin wollte ich mich vom Bücherschreiben gänzlich zurückziehen. Vor Jahren war ich wegen eines Buchs in die Fänge der „Changing Society“ geraten, und an meine unschönen Erfahrungen mit Geheimdiensten und Umweltschützern, die mit einem weiteren Buch zu tun hatten, erinnerte ich mich noch lebhaft;

immerhin hatten diese Erlebnisse mich zu den Romanen „Paradision“ und „Letztschriften“ inspiriert. Ich hatte, auch auf Monis Drängen hin, beschlossen, von nun an vorsichtig zu sein und nur noch für uns beide, also privat, zu schreiben; unsere finanzielle Situation erlaubte es mir. Von Verschwörungen hatte ich die Nase gestrichen voll und mußte wohl auch nicht mehr befürchten, eine Bibliothek mit gefährlichen Büchern zu erben.

Verständlich, daß Ralph alles andere als glücklich über meine Entscheidung war. Er hatte sich schon seit Monaten einen dritten utopischen Roman von mir gewünscht, doch ich lehnte ab.

Da mein Gewissen Ralphs wegen rebellierte, luden wir ihn für das nächste Wochenende zu einem Essen in unser Häuschen ein. Vielleicht ließ sich ja bei einem guten Wein ein Kompromiß erzielen, etwa dergestalt, daß ich unter einem fremden Namen schriebe. Natürlich hoffte ich, er werde großzügig ablehnen: „Wenn ich schon ein Buch von dir herausbringe, dann einen echten ‚von Kamp‘.“ Doch leider ergab sich an diesem Abend nicht die Gelegenheit, ihm ein Angebot zu unterbreiten. Immer dann, wenn Moni oder ich auf Bücher zu sprechen kamen, wechselte er schnell das Thema. Seltsam, offenbar war es ihm unangenehm, noch einmal darüber zu reden.

Als er sich verabschiedete, zog er aus seiner Manteltasche ein Dose hervor. „Hätte es beinahe vergessen — hier noch ein kleines Geschenk von mir. Für dich, Christian. Jetzt schau nicht so verdattert. Moni hat die Blümchen erhalten,“ —

typisches Understatement, es war ein Prachtstrauß gewesen — „mit dem Pfeifentabak hier kann sie eh' nichts anfangen. Eine Spezialmischung, die das Vorstellungsvermögen fördert, mit irgend so einem südamerikanischen Tropensamen. Keine Sorge, ist ganz ungefährlich, ich hab's auch mal geraucht, bin leider kein Autor, der gerne tagträumt und dann eine Story daraus strickt.“

Dann umarmte er Moni, drückte mir kurz die Hand, ohne mir in die Augen zu schauen, und schon war er auf der Straße.

Seltsam, diese Geschenke. Aber nun ja, er war ein großzügiger Mensch, und auf Überraschungen mußte man bei ihm immer gefaßt sein.

Ich hatte zwar nicht mehr vor, an diesem Abend noch etwas zu schreiben und mir mit Hilfe von Tabaksqualm Inspirationen zu holen. Aber die Seele ein wenig pendeln zu lassen, wäre jetzt genau das Richtige.

Moni und ich setzten uns an den Kamin, ich stopfte die Pfeife, zündete sie an und tat einige Züge. Nicht übel, der neue Geschmack. „Eigentlich ein ganz patenter ...“ begann ich. Dann wurde mir schwarz vor Augen, und ich verlor das Bewußtsein.

Als ich wieder zu mir kam, hatte ich den Eindruck, nur ganz kurz „weg“ gewesen zu sein, vielleicht zwei oder drei Sekunden. Doch was war das? Ich sah nichts, oder vielmehr: Ich sah ein nebeliges tiefdunkles Grau um mich herum. Ich hörte zwar die Straßengeräusche, aber nur wie aus weiter Ferne. Ich fühlte meinen Körper, jedoch nur in der Weise, als stünde ich kaum mit ihm in Verbindung. Mir war, als wäre ich

ein kleines Männchen, eingeschlossen in einer weiten Hülle, durch die hindurch die Sinneswahrnehmungen nur unvollständig und wie aus der Fremde zu ihm drangen. Ich schien gleichsam in einem großen dunklen Sack gefangen, aus dem ich nicht einmal den Kopf herausstrecken, geschweige denn in die Freiheit entkommen konnte. Dabei war ich in der Lage, so mein Gefühl, mich zu bewegen, doch meine Glieder bewegten sich nicht mit.

„Christian, was ist mit dir?“ Von weit her drangen diese verzweifelten Worte Monis zu mir vor. Ich versuchte zu antworten, aber mein Mund schwieg. „Hörst du mich? Christian, hörst du mich!?“ Sicher hörte ich meine geliebte Frau, obwohl ihre Stimme sich immer weiter von mir entfernte. Auch in mir stieg Verzweiflung auf. Was war das nur für ein teuflischer Zustand? Ich fühlte Monis Hände auf meinen, ich spürte deutlich ihre Nähe.

Auf einmal war ich alleine. Keine Stimme mehr, kein Sack mehr um mich herum. Nur noch grauer Nebel, in dem ich schwebte. Ich war nicht reiner Geist, sondern merkte, ich hatte einen Körper. Mit den Händen tastete ich mich ab, denn sehen konnte ich im Nebel nicht; offenbar trug ich dieselbe Kleidung wie vorhin, Jeanshose, Cordhemd, Lederweste. Jetzt schwebte ich nicht mehr, sondern stand auf den Füßen. Alles war fast „normal“: wenn es denn normal ist, sich im Nebel verirrt zu haben und nicht mehr zu wissen, wo man sich befindet. Hatte nicht vorhin jemand verzweifelt nach mir gerufen? Ich erinnerte mich kaum. Nur noch eine leichte Traurigkeit verband mich mit der Vergangenheit. Und

dann begann ich zu gehen. Wohin? Ich wußte es nicht. Irgendwann würde schon irgend etwas geschehen. Mir wurde immer leichter zumute. Fröhlich marschierte ich vor mich hin; was machte es schon aus, ob ich geradeaus lief oder immer im Kreis?

Die Zeit verging. Was bedeutete Zeit? Die Minuten verflossen, die Stunden. Oder waren es Tage? Ganz egal. Gehen, gehen, einfach nur gehen. Schritt vor Schritt. Immer nur das Grau vor Augen. Keine Ermüdung.

Da, es wird heller. Es ist, als ob der schwache Schein einzelner Sterne durch aufreißende schwarze Nachtwolken dringt. Vor mir eine Gestalt.

„Wer bist du?“ frage ich. Die Gestalt bleibt stumm. Ich trete näher und erkenne, es ist eine junge Frau.

Noch einmal frage ich. „Wie heißt du?“

„Ich bin Marie, das Hirtenmädchen.“

Ich stehe jetzt ganz nah vor ihr und erkenne ihr hübsches Gesicht. Das Haar ist verfilzt, die Kleidung schmutzig. Sie riecht streng. „Woher kommst du? Was machst du hier?“ frage ich weiter.

„Ich träume gerade.— Ach, könnte doch nur Robert jetzt kommen. Der älteste Sohn des Dorfkrämers. Wir lieben uns, aber sein Vater ist dagegen.“

„Und Robert? Steht er zu dir?“

„O ja. Er hat gesagt, er will mit mir in die Stadt fliehen, nach Wittenberg. Er hofft, daß uns dort dieser Prediger traut, der Martin Luther, von dem jetzt alle reden. Wenn es doch nur endlich ...“

Ihre Stimme hörte sich immer leiser an und verklang. Wieder wurde es gänzlich dunkel. Und wieder machte ich mich auf den Weg. Wohin? Weshalb?

Die Zeit verging.

Aus der Ferne hörte ich eine Stimme. „Christian. Christian, komm zurück!“ Wer war Christian? Traurigkeit stieg in mir auf, ich wußte nicht weshalb.

Wieder bin ich eine Ewigkeit lang unterwegs gewesen. Erneut dringt etwas Licht in die Dunkelheit, diesmal wird es heller als beim ersten Mal.

Ein Mann steht vor mir. Ich gehe auf ihn zu und strecke ihm die Hand hin.

„Mein Name ist Marcus Clotius“, ruft er und steht stramm. In seiner glänzenden Rüstung sieht er aus wie ein römischer Legionär. „Soeben bin ich mit meiner Kohorte zurückgekehrt aus Colonia Claudia Ara Agrippinensium, gelegen am mittleren Rhenus.“

Aus Köln also. Eigenartig, ich verstehe ihn ganz gut, obwohl ich Latein nur mit Ach und Krach geschafft habe. Es ist, als redete er in meiner Sprache.

„Und wo geht es jetzt hin?“

Er versteht auch mich. „Nach Rom natürlich. Zurück in den Schoß der Familie.“ Sein ganzes Gesicht strahlt.

Der Mann verschwand. Wieder wurde es dunkel, wieder ging ich weiter, ohne nachzudenken über das Wohin und Warum.

Dann, nach unsäglichen Zeiten, erneut Helligkeit. Wer steht da vor mir? Ein Höhlenmensch? Ist diese mit Fellen

bekleidete Person ein Mann oder eine Frau? Seltsam, das Gesicht sieht gar nicht primitiv aus, wie ich es mir bisher vorgestellt hatte. Keine wulstige, fliehende Stirn, keine mächtigen Brauen, eher zarte Züge. Er — ein Mann, schon alt — schaut mich melancholisch an. Dann sagt er nur „Gute Reise“, dreht sich um und verschwindet wieder im Nebel.

Wieder ging ich durch die Schwärze in die Ewigkeit hinein und durch sie hindurch. Allmählich ermüdete ich, meine Schritte wurden immer kürzer und kürzer. Und dann stand ich still, ich konnte nicht mehr gehen. Hoffnungslosigkeit stieg in mir auf. Was jetzt? Nur noch verharren im leblosen Raum?

Da schimmerte, ganz klein, in der Ferne ein Licht. Ich raffte mich auf und begann, darauf zuzugehen. Allmählich wurde das Licht größer, und um mich herum hellte der Nebel auf. Bald darauf lief, rannte ich, alle Müdigkeit und Traurigkeit fielen ab von mir. Die Nebelschwaden waren inzwischen weiß geworden, blieben aber immer noch undurchsichtig.

Auf einmal zerteilte ein Blitz, vor dem ich zurückschreckte, die Nebel, und ein gewaltiger Donnerschlag ließ sie ins Nichts zerstieben. Geblendet stand ich mitten im Sonnenschein.

DER ERSTE TAG

18 Stunden waren seit meiner Ankunft vergangen. Seitdem befand ich mich — ja wo eigentlich? In welchem Land, in welcher Zeit? Bisher hatte ich es nicht herausfinden können, obwohl ich innerhalb dieses Tages zahlreichen Menschen begegnet war und mit vielen von ihnen gesprochen hatte, in einer Sprache, die erlernt zu haben ich mich nicht erinnern konnte, die ich dennoch vollkommen verstand und beherrschte, als hätte ich sie mit der Muttermilch in mich aufgenommen.

Nachdem der Nebel dank des Blitzes verschwunden war und meine Augen sich an das Sonnenlicht gewöhnt hatten, nahm ich als erstes wahr, daß ich inmitten einer Landschaft mit vielen Sträuchern, Wiesen, Bäumen und Baumgruppen stand. Einer Landschaft? War es nicht eher eine Stadt, oder ein bewohnter Park? Denn außer Pflanzen, Felsen und Teichen sah ich befestigte Wege und Straßen sowie eine Fülle von künstlich wirkenden Gebilden, deren Anblick mich entfernt an Gebäude erinnerte. Zunächst erblickte ich keine Menschen. Es war früher Morgen, die Sonne ging soeben auf und erschien über einer Bergkette in der Ferne. Ich erstieg eine Anhöhe und strengte meine Augen an, um besser zu sehen, und jetzt schien mir, es handelte sich nicht um Berge, sondern um so etwas wie einen riesigen Wall oder eine gewaltige Mauer. Langsam schaute ich, mit der Hand die Augen

beschirmend, in die Runde, und erkannte, daß diese Mauer sich rings um die Landschaft herum zog.

Von der Anhöhe stieg ich wieder herab und ging in Richtung des Zentrums dieser seltsamen Gegend, wo, wie es aussah, gehäuft die eigenartigen Gebäude standen. Der Boden war nicht ganz eben, sondern hügelte leicht. Viele der Blumen-, Busch- und Baumarten kannte ich gar nicht. Manche Gewächse trugen Blüten, wie ich sie noch nie in meinem Leben gesehen hatte, in allen Farben und Farbmischungen, und in einer erstaunlichen Größe und Pracht. Andere Pflanzen wiederum waren schwer beladen mit Früchten; die Äste und Zweige bogen sich mit ihrer Last fast bis auf die Erde.

Als ich gerade die Zierlichkeit einer Brücke bewunderte, die über einen Bach führte, hörte ich Stimmen, die sich näherten. Schnell warf ich mich hinter einem Busch zu Boden, um nicht gesehen zu werden. Wußte ich denn, ob diese Menschen feindselig waren, vielleicht sogar Kannibalen? Bei diesem Gedanken mußte ich lächeln; die Stadtlandschaft war einfach zu ästhetisch angelegt, als daß es sich um das Werk unzivilisierter Wilder hätte handeln können. Vorsichtig lugte ich zwischen den Blättern des Strauchs hindurch. Diese Menschen — mehrere Männer, Frauen und Kinder —, die langsam und bedächtig den Weg entlang gingen und sich dabei miteinander unterhielten, waren hochgewachsen, hatten wohlgeformte Körper und eine etwas dunklere Hautfarbe als ich. An Ober- und Unterkörper vollständig bekleidet waren nur die älteren unter ihnen, sie trugen Umhänge, die fast bis zum Boden reichten. Die jüngeren Erwachsenen und die

Kinder waren mit weniger Kleidung angetan, vor allem mit Schals über den Schultern und um die Taille herum; Arme, Beine und Bauch blieben frei. Das Material der Kleidung bestand, wie ich bald erfuhr, aus zusammengehefteten riesigen Blütenblättern eines Baumes, der unserer Magnolie ähnelte. Diese Blätter, die bis zu handgroß werden konnten, leuchteten gelb bis rot, waren leicht und dünn, dennoch fest und wochenlang haltbar.

Irgend etwas stieß mich von hinten an, und ich drehte mich erschreckt um. Das Wildschwein, das mich anscheinend hatte begutachten wollen, erschrak nun seinerseits und entfernte sich eiligst. Durch die entstandenen Geräusche wurden die Spaziergänger auf mich aufmerksam, kamen auf mich zu und umringten mich. Mit weiten Augen und ohne jede Scheu betrachteten sie mich, der ich in komischer Verrenkung auf dem Boden lag und mich nicht zu rühren wagte, schweigend mit unverhohlener Neugier, wie kleine Kinder es tun. Dann sprachen Sie aufgeregt miteinander; auch wenn ich sie nicht verstanden hätte, wäre mir klar, daß es dabei darum ging, wer ich denn sei und wie ich hierher käme. Denn daß ich nicht einer der Ihren sein konnte, war schon aufgrund meiner in ihren Augen sicher ungewöhnlichen Kleidung ganz offensichtlich.

Schließlich traten die Menschen ein wenig zurück, und aus dem geweiteten Kreis stellte sich ein älterer Herr unmittelbar vor mich und sprach mich an, als sei ich ein Wesen von einem anderen Stern oder zumindest aus exotischer Ferne: „Wer du sein? Woher kommen? Was wollen?“ Dabei bemühte

er sich, mir mit Gesten den Sinngehalt seiner Fragen deutlich zu machen. Sein Gesicht drückte Wohlwollen aus.

Ich dachte eine Weile nach, dann antwortete ich freundlich: „Ich bin ein Mensch wie Sie, Schriftsteller von Beruf, und heiße Christian von Kamp. Normalerweise lebe ich in Deutschland. Wie ich hierhergekommen bin, weiß ich nicht, jedenfalls nicht richtig. Deshalb habe ich auch keine bestimmten Absichten.“ Und schnell fügte ich hinzu, als müsse ich die Leute für mich gewinnen und sie von meiner Friedfertigkeit überzeugen: „Es ist sehr schön in Ihrer Heimat, man fühlt sich wohl hier.“

Zunächst ringsum lauter erstaunte Gesichter. Der Sprecher faste sich jedoch schnell und entgegnete mir: „Es freut uns außerordentlich, daß es Ihnen hier gefllt. Wie wir feststellen, sind Sie mit unserer Sprache wohlvertraut, so daß wir uns auf das Beste werden verständigen und gegenseitig voneinander werden lernen können. ber Ihre Heimat, die wir alle“ — er wies in die Runde — „zu kennen nicht das Vergnügen haben, werden wir uns noch, so es Ihnen recht ist, unterhalten können. Doch vorerst wollen wir Sie nicht in dieser unbequemen Haltung neben dem Beerenbusche belassen, sondern Ihnen aufhelfen und Sie mit Speisen und Getränken bekstigen, zu Wohlsein und Kraftgewinnung Ihrer Person.“ Damit reichte er mir seine Rechte und zog mich hoch. Dann schritt er mit mir voran in Richtung „Innenstadt“, die anderen folgten in geringem Abstand.

Mir war aufgefallen, daß der Mann, dessen Namen ich noch nicht kannte, nicht ein einziges Mal in seiner Rede das

Wort „ich“ gebraucht, sondern immer nur von „wir“ gesprochen hatte.

Jetzt, während wir uns dem Zentrum näherten, schwiegen alle. Dieses Schweigen verstand ich als ein Zeichen der Höflichkeit: Ich, der Fremde, der Gast, sollte nicht mit Fragen bedrängt werden, sondern erst einmal in aller Ruhe die mir unbekannte Umgebung betrachten dürfen. Dabei hätte ich selbst gerne eine Menge Fragen gestellt, bemühte mich aber meinerseits, die Regeln nicht zu verletzen.

Erst auf diesem Gang kam ich näher an einigen der Bauwerke vorbei und stellte dabei Einzelheiten fest, die ich aus der Ferne noch nicht wahrgenommen hatte. So nahm ich jetzt mit Erstaunen wahr, daß die Mauern der Gebäude, so unterschiedlich ihre Formen auch sein mochten, halbdurchsichtig waren. Was ich weiterhin sah, wollten meine Augen zunächst gar nicht glauben, bis ich wieder und wieder hingeschaut hatte: Die Wände der Bauten bewegten sich! Ganz wenig zwar nur, aber unverkennbar. Es war wie das leicht zitternde Ein- und Ausatmen eines Tieres.

Als wir nahe an einem der Häuser vorbeikamen, meinte ich, in ihm mehrere Zimmer unterscheiden zu können. In dem größten lag etwas auf dem Boden, das ich durch die Wände hindurch leider nicht genauer erkennen konnte. Waren es vielleicht mehrere Menschen, die nebeneinander schliefen? Nebenan, in einem kleineren Raum, glaubte ich eine Frau zu sehen, die sich bewegte; ob sie gerade das Frühstück bereitete?

Immer häufiger erblickte ich zwischen diesen Gebäuden, die mich am ehesten an Mehrfamilienhäuser erinnerten und

anscheinend Wohnzwecken dienten, größere, hallenförmige Bauwerke, auch sie alle halbtransparent. Außer den milchfarbenen, die wie aus weicherem Material gebaut wirkten, gab es bläuliche Hallen mit glatteren Wänden, die geometrisch klare Formen besaßen. Nur in einem einzigen solchen Saalhaus sah ich Leute, die anderen schienen so menschenleer zu sein wie die Straßen zu dieser frühen Tageszeit.

Bei einer der Hallen blieb unsere Gruppe stehen. Der ältere Herr gab ein Zeichen, und die anderen zerstreuten sich, dann bat er mich, ihm zu folgen. Er ging direkt auf das bläuliche Mauerwerk zu, das, wie ich jetzt sah, ebenfalls rhythmisch erzitterte wie die milchglasigen Wände anderer Bauten. Gerade wollte ich ihn am Arm festhalten, damit er sich keine Beule hole, da öffnete sich die Mauer vor ihm, so daß wir beide hindurchgehen konnten. Die Öffnung, die sofort nach unserem Eintreten wieder verschwand, war nur wenige Zentimeter höher und breiter als unsere Gestalten gewesen; beim Durchgehen hatte ich geradezu zu spüren gemeint, wie das Material der Mauer sich uns fast angeschmiegt hatte. Mir war, als wären wir durch Wackelpudding gegangen, den unsere Körper verdrängt hatten und der die Hohlräume hinter uns sofort wieder schloß.

Wir befanden uns jetzt in einem Saal, den eine große, vieleckige Kuppel überspannte. Obgleich sie aus einem bläulich-glasigen Material bestand, schien das Sonnenlicht im Raum in seiner natürlichen Färbung, als stünden wir gänzlich im Freien. Auch die Luft umwehte uns mild und frisch wie draußen. Es war beinahe, als wären die kristallartigen Wände

nicht vorhanden. Später erfuhr ich, daß diese Gebäude sehr wohl ein vom Außen abgesondertes Innere hatten und beispielsweise Regen oder nächtliche Kälte abhielten.

In der Mitte des türkisfarbenen Fußbodens stand ein lapislazuliblauer Würfel, dessen Kantenlänge ungefähr einen Meter betrug, rund um diesen herum fanden sich etwa 90 oder 100 kleinere Würfel in der gleichen Farbe, die möglicherweise als Sitze dienten. Und tatsächlich, mein Begleiter bot mir an, auf einem von ihnen Platz zu nehmen, was ich gerne tat. Die Sitzfläche fühlte sich fest an, aber nicht hart. Der Herr ging in einen Nebenraum, wo ich ihn durch die Wand hindurch sah, kurz darauf kehrte er mit einem Tablett zurück.

„Sicherlich haben Sie Hunger, so daß Sie gebeten sind, von diesen bescheidenen Speisen und Getränken zu zehren.“ Das Tablett stellte er in der Luft vor mir ab. In der Luft! Ungläubig fühlte ich nach, ob nicht unsichtbare Halterungen vorhanden seien, konnte aber keine ertasten. Dann erst besann ich mich, daß ich mich unhöflich verhielt, dankte und schaute mir das Angebotene an. Da lagen verschiedenfarbige Kügelchen, die ich in die Hand nahm, an denen ich — es sollte nicht auffallen — kurz schnupperte und die ich dann nacheinander in den Mund steckte. Sie rochen und schmeckten nach Fruchtquark und Joghurt. Der Mann zog sich derweil einige Schritte zurück, setzte sich ebenfalls hin und schaute nach draußen. Feinfühlig, wie er mir vorkam, wollte er sicher nicht, daß ich mich beim Essen beobachtet fühlte. Neben den Kügelchen stand eine Schale mit einem gelblichen Getränk, es schmeckte so ähnlich wie Milch mit Honig. Noch

an diesem Tag erfuhr ich, daß dieses Getränk „Näck-Turr“ genannt wurde und sich im Inneren großer kelchartiger Früchte bildete, die an langen Fäden von den Näck-Bäumen herabhingen.

Als ich gesättigt war, wandte der Mann sich mir wieder zu. „Unsere Hoffnung besteht darin, es möge Ihnen geschmeckt haben, hat es denn auch?“ fragte er mich. Ich nickte. Offenbar wußte er diese Geste aber nicht einzuordnen, denn nach wie vor schaute er mich fragend an.

„Danke sehr, es mundete mir vorzüglich“, gab ich daher in Worten zurück, und dies verstand er offensichtlich, denn er erwiderte: „Nun, dies erfreut die Herzen.“

Eine Weile lang herrschte Schweigen zwischen uns. Dann erklärte er: „Ihren Namen gaben Sie bereits preis. Der unwichtige Name meiner eigenen geringen Person lautet Raffaelito. Juliettus Raffaelito. Nennen Sie mich doch bitte einfach Ju.“

Ich dankte ihm höflich für diese Freundlichkeit. Gerade wollte ich mich anschicken, einige Fragen zu stellen, wo wir uns hier befänden, in welcher Weltgegend, bei welchem Volk, in welcher Zeit, als Ju mir zuvorkam.

„Sicher haben Sie Fragen, die Sie uns unterbreiten möchten und deren Beantwortung Sie erhoffen, und ebenso gehen, mit Ihrer gefälligen Erlaubnis, auch uns unbeantwortete Gedanken durch den Sinn. Doch erlauben Sie, daß Ihnen ein Vorschlag unterbreitet wird: Lassen Sie uns andere hinzubitten, andere aus unserer Rundung, die ebenfalls mit Fragen schwanger gehen, und die es gleichfalls drängt zu offenbaren,

was des Wissens ihnen innewohnt. Darf meine Person hierob Ihr Einverständnis erhoffen?“

Ich nickte, fügte dann aber schnell hinzu: „Ja, gerne, sicherlich, es ist mir recht so.“ Allerdings war mir nicht klar geworden, was er mit „Rundung“ gemeint hatte.

Ju Raffaelito verbeugte sich vor mir — ich erwiderte vorsichtshalber diese Höflichkeitsbezeugung —, dann ging er buchstäblich wieder durch die Wand, klatschte mit den Händen, was ich von innen deutlich hören konnte, und trat erneut ein. Sogleich erschienen mehrere ältere Frauen und Männer, alle bekleidet mit weiten Blütenblattumhängen, benutzten wie Ju gleichfalls die Wand als Eingang und stellten sich in einem Kreis um mich herum. Alle trugen ein Lächeln in ihrem Gesicht, zugleich offenbarten ihre Mienen Neugier, kindliche, unbefangene Neugier, jedoch nicht aufdringlich, sondern in gewisser Weise zurückhaltend, durch Höflichkeit und Wohlwollen gemildert und gedämpft.

Ju stellte mir, nachdem er meinen Namen und meinen Beruf genannt hatte, jeden einzelnen von ihnen vor. Da gab es z. B. einen Girronnymuhs Patulanzetti, Philosoph, eine Andreattina Giovannetta, Skulpteurin, eine Monimusini Pastorabilia, Blaustiftzeichnerin, oder auch einen Musumisto Organaldriansisto, Streichinstrumentarist. Ich vermutete, bei den genannten Funktionen handele es sich um die jeweiligen Berufe, sollte aber später eines Besseren belehrt werden.

Nachdem alle vorgestellt worden waren, ließen sie sich ringsum auf den Sitzwürfeln nieder. Bei der anschließenden Befragung räumte man mir den Vortritt ein. Die Antworten

waren für mich so überraschend und gänzlich unerwartet, daß ich aus dem Staunen nicht mehr heraus kam. Als ich beispielsweise nach dem Zeitalter fragte, in dem wir uns hier befänden, schauten die Alten sich erst fragend an. Diese Reaktion konnte ich ja noch verstehen, denn sie wußten nichts von meiner eigentümlichen Reise durch die Zeiten. Darum ergänzte ich, ich sei aus einem anderen Jahrtausend hierher gekommen, ohne mein Wollen und ohne die Ursache genau zu kennen. Daraufhin entschuldigte sich Ju: „Was will dies denn sein, ein Zeitalter?“

Ich versuchte, es anhand von Beispielen zu erläutern: „Nun, etwa die Epoche der griechischen Klassik, als Perikles oder Aristoteles in Athen lebten. Oder damals“ — damals? Sofort setzte ich in Gedanken ein Fragezeichen — „die Periode der Babylonischen Gefangenschaft der Israeliten. Oder die Zeit, als Hammurabi die Gesetze in eine Stele meißeln ließ. Oder als die Hethiter Mesopotamien beherrschten.“

Ringsum lauter fragende Gesichter.

„Herr, dies alles sagt uns nichts und trifft nicht zusammen mit unseren Kenntnissen“, stieß eine Frau hervor, Annanettina Souflatikis, Mathematikerin. Sie schaute mich dabei mit ihren klugen Augen offen an.

Ich versuchte es auf andere Weise: „Wie heißt denn Ihr jetziger Herrscher, Ihr Staatsoberhaupt, König oder Kaiser oder Fürst? Wer führt und leitet und lenkt Sie alle, und wie heißt Ihr Volk und Ihr Land?“

Annanettina erwiderte: „Volk? Herrscher? Was ist das, was will das besagen? — Niemand lenkt und leitet uns. Wir

sind Menschen, wir leben in den Rundungen,“ — schon wieder dieses seltsame Wort — „und wir selbst lenken unser Geschick.“

„Ach so! Sie leben also in einer Demokratie, mit Volksversammlungen, oder auch mit einem Parlament, ich meine mit gewählten Vertretern der Allgemeinheit.“

Leider hatte ich mich geirrt.

„Was auch immer das sein mag, es ist uns nicht zu eigen. Weshalb denn überhaupt sollte jemand lenken, weswegen ein Einzelner oder eine Versammlung andere leiten? Alles geht doch von alleine seinen richtigen Gang. Es ist so, wie es sein soll.“

Damit war ich keinen Schritt weitergekommen. Noch einmal versuchte ich es auf andere Weise.

„Wer sind denn Ihre Nachbarn?“ Sofort, ohne eine Antwort abzuwarten, konkretisierte ich meine Frage, um nicht etwa zu erfahren: Jūs Nachbarin sei Annanettina. „Wie heißen Ihre Nachbarvölker? Die Nationen, deren Staatsgrenzen an die Ihren stoßen?“

Die Mathematikerin, sich anscheinend auf ihr Fachgebiet besinnend, klärte mich auf: „Sie meinen: Menschen außerhalb der Rundungen? Es sind nur vereinzelt zahlenmäßig beschränkte Gruppen gesichtet worden. Und was Ihre Frage nach ‚unserem Land‘ betrifft: Der Raum hat nach der bisher herrschenden Ansicht weder einen Anfang noch ein Ende. Daher dürfte Ihre Frage — verzeihen Sie, mein Herr — letztlich sinnwidrig sein und schlicht auf die Logik-Probleme der Paradoxien hinauslaufen.“

Ich wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. Auf diese Weise war von diesen Menschen kaum jemals eine sachdienliche Auskunft zu erhalten. Einen letzten Versuch wollte ich noch unternehmen und fragte daher nach dem Ort, an dem wir uns befänden, dem Kontinent, der Insel, Gebirgen oder Flüssen oder was auch immer der näheren Bestimmung dienen mochte. Wie zu erwarten, stieß ich auch hier auf staunende Unwissenheit und dann auf den wiederholten Hinweis auf die „Rundungen“.

Sie waren also, was Geschichte und Erdkunde betraf, offensichtlich gänzlich unorientiert. Sichtlich spielten die Kategorien Zeit und Raum für sie eine mindere Rolle als bei den Menschen, die ich bisher kannte.

Weiteres Fragen unterließ ich, stellte mich vielmehr zu Auskünften aus meiner Welt und über mein Leben zur Verfügung. Wie ich mir schon dachte, interessierte sie nicht im Geringsten das Wo und Wann; im Grunde wollten sie nur wissen, wie und weshalb ich hierher gekommen sei, zumal ich ja mutmaßlich nicht den „Tiefengang“ benutzt hätte, und ob ich aus einer der erst kürzlich besiedelten Rundungen stamme, was sie sich allerdings aufgrund meiner kuriosen Kleidung kaum vorstellen könnten. Oder käme ich gar von „außerhalb“? Vielleicht sei ich ja einer ihrer „Büßergruppen“ begegnet, und sie hätten mir den Weg hierher beschrieben? Fragen nach möglichen Unterschieden zwischen ihrer und meiner Welt stellten sie erst gar nicht; offenbar waren sie davon überzeugt, es seien keine erwähnenswerten Differenzen vorhanden. In mir stieg sogar die Vermutung auf, diese

Menschen gingen mit voller Selbstverständlichkeit davon aus, ein andersartiges zivilisiertes Leben als bei ihnen gebe es nicht, könne es gar nicht geben! Dabei waren sie, wie ich an ihren Äußerungen immer mehr erkannte, alles andere als dumm, ich möchte sie sogar als hochintelligent bezeichnen. Nur: sie schienen mir irgendwie besonders naiv, oder besser gesagt: kindlich zu sein; sie konnten einfach nicht anders als in dieser Weise denken und leben.

Wie gerne hätte ich ihnen berichtet von unserer Art der Daseinsgestaltung und sie dabei auch nach ihrem Lebensstil gefragt, aber ich wußte, man würde mir wohl nur mit Unverständnis begegnen; daher unterließ ich es.

„Wie sind, werter Herr, Ihre persönlichen Verhältnisse?“ Nun, auf diese Frage eines älteren Herrn mit Vollbart hin ließ sich leicht eine längere Rede halten. Ich lehnte mich innerlich zurück. „Meine sehr verehrten Damen und Herren,“ — begann ich höflich — „ich wohne in einem hübschen Häuschen am Stadtrand von Düsseldorf, zu dem Anwesen gehört ein Garten mit einer großen Eiche, drei Birken und mehreren Obstbäumen. Übrigens hat man von unserem Wintergarten aus einen schönen Blick in das Grün. Ich sagte ‚unser‘, denn ich lebe nicht alleine, sondern zusammen mit ... mit ...“ Hier geriet ich ins Stocken, denn mir fiel nicht ein, mit wem ich zusammenlebte, ob ich eine Partnerin hatte, ob ich verheiratet war ... Ich dachte angestrengt nach, aber es wollte mir einfach nicht in den Sinn kommen. Zwar versuchte ich, mich damit zu trösten, dieser Erinnerungsverlust, diese Gedächtnislücke sei nur vorübergehender Natur, aber

insgeheim — ich wußte nicht, weshalb — stieg in mir die Angst auf, ich könnte diesen so wichtigen Lebensumstand dauerhaft vergessen haben.

Ich bemühte mich, ein Lächeln aufzusetzen und von meiner Verunsicherung abzulenken. „Das Haus ... mit seinen sechs Zimmern ... würde bequem für eine Familie ausreichen“, stotterte ich. Habe ich eigentlich Kinder, dachte ich erschreckt. „Sogar für zwei Familien, äh, wäre sicher genug Raum vorhanden. Ja, und ... und in einer Notsituation hat da tatsächlich einmal eine anderen Familie ... jedenfalls jemand ... gewohnt, ja, aber nur vorübergehend ...“ Ich verhaspelte mich immer mehr. Meine Nervosität mußte für jedermann sichtbar sein. Obwohl ich nichts dafür konnte, schämte ich mich, schämte mich schrecklich, und schlug meine Hände vors Gesicht.

Zunächst herrschte Schweigen. Dann bemühte Ju sich, mich zu beruhigen: „Sie sind, mein Lieber, sicher erschöpft von der weiten Reise. Zweifellos wird es Ihr Wohlbefinden fördern, wenn Sie eine Rast einlegen und in dieser eine angenehme und erquickende Stärkung erfahren.“

Ich meinte, mich rechtfertigen zu müssen: „Es ist ... irgendwie habe ich mein Gedächtnis verloren, aber nicht alles. Glauben Sie mir, mein Zuhause könnte ich Ihnen genau beschreiben, ich sehe alles klar vor meinen Augen, jede Einzelheit. Aber die Menschen, die um mich herum waren ... alles weg. — Warten Sie, ich versuche es nochmals. Mein Verlagshaus, das ich aus beruflichen Gründen oft aufsuchen mußte: ein häßlicher Glaskasten, postmodern, die Büros steril,

ich erinnere mich auch an die Angestellten darin — mit denen hatte ich nur wenig zu tun —, und jetzt mein Verleger ... Leere ... aber ich muß doch einen Verleger gehabt haben, oder eine Verlegerin ...!?" Es war zum Haareraufen.

Ju legte die Hand auf meine Schulter. „Kommen Sie, mein Freund, folgen Sie mir, und genießen Sie des Schlafes, des heilenden. Sie lehnen es doch hoffentlich nicht ab, meine unwürdige Person dadurch zu ehren, Gast im Hause meiner Familie zu sein.“

Ich selbst fühlte mich so niedergeschlagen und erschöpft, daß ich nur leise ein „Gerne“ von mir gab, aufstand, mich durch eine Verbeugung von den anderen, die sich ebenfalls erhoben hatten, verabschiedete und mich zusammen mit Ju auf den Weg machte.

Wir mußten noch ein gutes Stück gehen, um zu Jus Haus zu gelangen. Die Straßen hier verliefen übrigens nicht schnurgerade, wie viele Straßen in den großen Städten „meiner Welt“, sondern meist schlängelnd, wie eine Sinuskurve. Unterwegs begegneten wir einigen Spaziergängern, die jedoch nie alleine unterwegs waren, sondern immer in Gruppen; mir fiel auf, daß sie nicht schnell oder eilig gingen, sondern gemütlich, bedächtig, fast möchte ich sagen: kontemplativ, und dabei entweder ruhig miteinander sprachen oder gemeinsam schwiegen. Nachdem wir an mehreren Dutzend Bauten, die sich großzügig zwischen Bäumen und Büschen verteilten, vorbeigekommen waren, bog Ju von der Straße ab und ging auf seine Wohnstatt zu, die inmitten eines Kreises von Eichen lag, und die er deshalb „Eichenhainheim“ nannte.

Eichenhainheim, wie die anderen Bauten halbtransparent, gleich äußerlich der oberen Hälfte einer Halbkugel und lief, ähnlich barocken Turmhelmen, in einer Spitze aus.

„Sicherlich darf man auf Ihre Erlaubnis rechnen, Sie erst später den Meinen vorzustellen.“ Dies klang eher nach einer Feststellung als nach einer Frage.

Auf die übliche Weise durchschritten wir die Mauer und betraten einen größeren Raum, der trotz der Tageshelle — es mochte inzwischen später Vormittag sein — dämmerig wirkte. Auf dem Boden, der aus einem elastischen Material bestand, lagen etwa zwanzig — ja, was eigentlich? Es sah aus wie riesige ungefüllte Wurstpellen, die halbdurchsichtig waren wie die Hausmauern, aber weniger fest, sondern gallertartig wirkten. Ihre Bedeutung wurde mir sogleich klar: Ju entledigte sich seines Blütengewands, gab mir zu verstehen, ich möge es ebenfalls tun, und stieg in eine dieser Pellen. „Ein wenig Ruhe dürfte Ihnen bekömmlich sein, und ich leiste Ihnen dabei Gesellschaft.“ Aha, die Pellen waren also ihre Betten, oder eher: Schlafsäcke. Erstaunlich, daß Ju es für unangebracht hielt, mich alleine schlafen zu lassen. Unternahm man hier alles in Gruppen?

Ich streifte also ebenfalls meine Kleidung ab, kroch in die vor mir liegende Hülle hinein und legte mich hin. Sofort schmiegte sie sich meinem Körper an und dehnte sich auch um meinen Kopf herum, so daß ich eingeschlossen war wie eine Wurstfüllung. Im ersten Moment glaubte ich, ersticken zu müssen, denn wie sollte ich jetzt noch Luft bekommen? Doch entgegen meiner Erwartung konnte ich gänzlich frei

atmen. Erst jetzt wurde mir klar, wie wohl ich mich in der Schlafhülle fühlte: Das Material war angenehm warm und weich, und ich bemerkte, wie es sich sanft und behutsam bewegte und mich gleichsam in den Schlaf massierte. Es schien mir, als befände ich mich im Inneren eines Lebewesens. Und noch eines fiel mir gleich auf: Leise Klänge, ähnlich dem Schlagen eines Herzens, aber in höherer Tonlage, umpulsten mich, begleitet im Hintergrund von einem kaum hörbaren Chor dutzender menschlicher oder menschenähnlicher Stimmen. Schon nach wenigen Sekunden glitt ich wohlig in tiefen Schlaf.

Als ich erwachte, sah ich durch die Hülle hindurch Ju bereits neben mir stehen. Gerade überlegte ich, wie ich wieder hinaus käme, da stülpte sich die Pelle, als hätte sie meine Gedanken erraten, zurück, und ich brauchte bloß noch aufzustehen. Ehe ich meine Kleidung ergreifen konnte, hielt Ju mir ein Blütengewand hin; es sei ratsam und empfehlenswert, erläuterte er, angesichts des milden Klimas den Körper nicht mit dicken Materialien zu beschweren, sondern die Haut nur blütenleicht zu bedecken; doch selbstverständlich stünde es mir frei anzuziehen, was ich wolle. Ich folgte seinem Rat gerne und schlüpfte in den Umhang; Ju hatte nicht zuviel versprochen, es fühlte sich deutlich angenehmer an als meine bisherige Kleidung aus Unterwäsche, Hemd, Hose und Jackett. Statt Socken und Schuhe anzuziehen, stieg ich auf seinen Rat hin auf zwei Bälle oder Klöße von wiederum gallertartigem Aussehen, die sich sogleich um meine Füße schmiegtten und sie fortan angenehm umschmeichelten.

Nachdem ich ihm gedankt hatte, lag mir doch noch eine Frage auf der Zunge. „Wie ich zu sehen das Vergnügen haben durfte,“ versuchte ich mich seiner Sprechweise anzupassen, „tragen die älteren Damen und Herren hier diese weiten Überwürfe, die jüngeren hingegen nur kurze Schals. Ich selbst würde mich mit meinen vierzig Jahren eher den Jüngeren zugehörig fühlen. Sie jedoch möchten mich nach Art der Reiferen gekleidet sehen. Verstehen Sie mich bitte, dies ist keine Kritik, ich möchte es einfach nur verstehen.“

„Selbstverständlich sehen und erkennen wir, daß Sie ein Herr sind, der an Jahren nahe noch der Jugend steht“, vermerkte Ju. „Doch Sie sollen erfahren, was es mit der Kleidung auf sich hat. Vor sehr, sehr langer Zeit, so erzählt man sich, lebten wir alle nackt, bar jeglichen Gewandes. Dies war angesichts des milden Klimas mit keinerlei Problemen verbunden, und Jung wie Alt fühlten sich wohl dabei. Doch eines Tages — so wird berichtet — begann in mehreren Rundungen die Erde zu beben, und die Bewohner, angefangen von den Kindern bis zu den Greisen, berieten in Zirkeln miteinander, was dies zu bedeuten habe und wie man sich am besten verhalten solle. Die meisten der jungen Leute empfahlen, die Rundungen zu verlassen und nach außerhalb umzusiedeln. Die Älteren jedoch meinten, es sei besser, hier zu bleiben — und sie sollten recht behalten. Denn das Beben wiederholte sich nicht, doch jenseits des Schutzes brach ein gewaltiges Feuer aus, in das auch eine Büssergruppe geriet, wobei alle Bußpilger ums Leben kamen. Damals beschloß die Gemeinschaft, die älteren Bewohner wegen ihrer

richtigen Entscheidung durch lange Gewänder, wie sie bereits unsere Priester trugen, zu ehren und sie als Weise und Respektspersonen besonders zu kennzeichnen. Die Jünger hingegen, denen diese Ehrung nicht zuteil wurde, durften fortan — zwar nicht zur Ehre, wohl aber zur Zierde — Teilgewänder anlegen. Ihnen, lieber Herr von Kamp, als unserem teuren Gast, soll durch dieses Gewand — ungeachtet Ihres Alters — Achtung bezeugt werden.“

Ich wurde ganz verlegen. Man überhäufte mich, der ich ohne Absicht und Verdienst hier angelangt war, mit Wohlthaten, die ich in keiner Weise erwidern konnte.

Gerade wollte ich, nachdem ich mit Worten und Gesten meinen Dank zum Ausdruck gebracht hatte, einige Fragen stellen, vor allem zu den ominösen Rundungen, als Ju mir winkte, ihm zu folgen. Mehrere Innenwände des Hauses durchschreitend, betraten wir eine Art Gemeinschaftsraum, in dem sich gut zwei Dutzend Personen aufhielten, die meisten auf Polstern sitzend. Sofort erhoben sie sich respektvoll, die Älteren ebenso wie die Jünger, die sich miteinander unterhalten hatten. Nur die kleinen Kinder, die am Boden spielten, gingen weiterhin ihrer Beschäftigung nach.

Dies also war Jus Familie. Er stellte uns einander vor, und so lernte ich seine „Frau Gemahlin“ kennen, seine Töchter und Söhne, Enkel und Enkelinnen, und auch zwei Urenkel. „Meine beiden Schwestern und die Ihren“, erläuterte Ju, „wohnten bis vor einem Jahr auch in diesem Hause, ehe sie weiterzogen. Deshalb mag Ihnen der Wohnraum angesichts der stark verkleinerten Familie sehr geräumig vorkommen.“

Mir fiel auf, daß die Frauen mich noch freundlicher und mit interessierteren Blicken begrüßten als die Männer; vermutlich hatte sich meine Anwesenheit schon herumgesprochen. Besonders Jogurinetta, die jüngste Tochter — sie mochte etwa 20 Jahre alt sein —, begegnete mir, obwohl sie schüchtern die Augen niederschlug, mit einer solchen Warmherzigkeit, daß ich errötete.

„Sie sind gerade zur rechten Zeit eingetreten“, wandte Frau Junisuppa, die Hausherrin, sich mir zu. „Das Mittagmahl ist angerichtet, daher finden Sie unsere Familie fast vollzählig beisammen.“ Sie wies mir die Richtung, und so wechselten wir alle in den Nachbarraum, den Speisesaal des Hauses. Hier setzten wir uns in einem großen Kreis auf eine runde Bank; mir als dem mit Ehre bedachten Gast bot man den Platz zwischen den älteren Familienangehörigen an. Ich traute meinen Augen kaum: In der Mitte des Raums hing von der Decke ein Gebilde herab, das einem riesigen Kuheuter glich. Aus diesem melkten die Hausfrau und ihre Töchter in große Schüsseln eine Art Fruchtsuppe, die sie dann mit Schöpfkellen in die vor uns auf den Tischen stehenden Gefäße verteilten. Ehe wir die Schalen an den Mund setzten — Löffel oder sonstiges Besteck waren nicht vorhanden —, erscholl ringsum aus allen Mündern: „Dem Unbekannten: Dank, Dank, Dank!“

Nachdem wir den ersten Gang beendet und eine Weile geschwiegen hatten, spendeten andere Zitzen des „Euters“ eine festere Speise, die ich als warmes Fruchtpüree mit süßer Käsesauce bezeichnen würde. Zum Abschluß des Mahl

zapften die Frauen Sauermilch. Nach dem Essen schloßen alle ihre Augen für einige Minuten, sogar die Kinder, und schienen in eine Art Kurzschlaf zu versinken. Danach erhob man sich und zerstreute sich, einige gingen wohl im Haus ihrer Beschäftigung nach, andere verließen es.

Als ich mich unbeobachtet fühlte, trat ich zu dem Eutersack, den ich fasziniert beobachtet hatte, und betastete ihn neugierig. Er fühlte sich warm und weich an; da, unter der Berührung durch meine Finger, zuckte er zusammen, und ich wich erschrocken einen Schritt zurück. In diesem Moment erklang hinter mir ein helles Lachen. Ich drehte mich um, hinter mir stand Jogurinetta, die von allen Jogu genannt wurde, und hielt sich eine Hand vor den Mund.

„Kennen Sie denn gar keine Speisebrüste, mein Herr?“ fragte sie mich, als sie sich wieder gefangen hatte. Und zu meinem Verständnis ergänzte sie: „Die meisten mögen es nicht, von Fremden berührt zu werden.“

Ich schaute sie entgeistert an: „Sind das denn Tiere?“

Wieder mußte sie lachen. „Sie sind ein lustiger Mensch. — Nein, es sind keine Tiere. Gibt es in Ihrer Heimat wirklich keine Speisebrüste? Wer ernährt Sie denn?“

„Darum müssen wir uns selbst kümmern.“ Ich war zu neugierig geworden, als daß ich jetzt aufgelegt gewesen wäre, aus meiner Welt zu berichten. „Gerne erzähle ich Ihnen später aus meinem Leben ... Sagen Sie bitte, wie funktioniert dieses ‚Ding‘?“

„Nun, man füllt am Abend Früchte, Gemüse, Milch, Eier, Fische und sonst noch einiges ein, und am nächsten Tag sind

die verschiedenen Gerichte zubereitet und können entnommen werden.

„Hm, daher der Geschmack nach Äpfeln und Birnen. Und wie arbeitet ‚es‘ im Inneren?“

Auf diese Frage war Jogu anscheinend nicht gefaßt; sie schwieg kurz, ehe sie erwiderte: „Muß man das denn wissen? Sie können gerne meine Eltern fragen, aber ich glaube nicht, daß sie Ihnen weiterhelfen können.“

In diesem Moment wurde mir klar, um wie vieles sie natürlicher, oder vielmehr: weniger geschraubt als ihr Vater sprach; ich empfand es als überaus angenehm.

„Wenn ich Sie noch einmal belästigen darf: Wie werden diese Speisebrüste hergestellt?“ Ich vermutete, auf meine Frage würde ich keine brauchbare Antwort erhalten, aber versuchen konnte ich es immerhin.

„Bei dem Grundwirkstoff handelt es sich um eine Symbiose tierischer und pflanzlicher Kleinstlebewesen, die durch neuronale Verknüpfungen und eine Vielzahl von hirnhähnlichen Knotenpunkten gemeinschaftlich Funktionen ähnlich denen von Großorganen ausüben. Die Gewebe reifen in unseren Zuchtanlagen, und in Wuchsbehältern nehmen sie ihre endgültige Form an.“

Ich staunte über diese intelligente und genaue Auskunft. In mir stieg die Hoffnung auf, ich könne auch etwas über die ursprüngliche Entstehung des Gewerbes, das solche hilfreichen „Organe“ züchtete, erfahren. „Wann entstand dieses Handwerk oder diese Industrie? Wie kam man auf die Idee? Wer war der Erfinder oder Entdecker?“ Viele Fragen auf einmal.

Die schlichte Antwort: „Man erzählt sich, vor langer, langer Zeit sei einem Jüngling, von oben herab, diese Eingebung eingegossen worden.“

Diesmal war ich sprachlos, obwohl ich mit einer solchen Entgegnung hätte rechnen müssen. Die jetzt eintretende Stille machte mich verlegen, zumal wir uns alleine im Saal befanden. Ich schaute zur Seite — und bemerkte erst jetzt, wie eigenartig bewegt man die Umwelt durch dieses „atmende“ halbdurchsichtige Haus wahrnahm. Rings um das Erdgeschoß sah ich die Bäume, deutlicher durch die Außenmauer, verschwommener durch die anderen Mauern, die an weitere Wohnräume grenzten. In einem der Zimmer erblickte ich Ju, der zu uns hinschaute. Hatte er uns die ganze Zeit über beobachtet? Jetzt trat er zu uns in den Speisesaal.

„Jogu, möchtest du unserem lieben Gast nicht unsere Wohnstatt zur Ansicht bringen?“

Begeistert griff Jogu meine Hand, zog sie aber im selben Augenblick wieder zurück, wohl erschrocken über ihr Verhalten. Ich hielt ihr meine Rechte wieder hin, zögernd nahm sie sie an, ihr Gesicht leuchtete auf, und sie zog mich mit sich fort.

Wir hatten gerade eine Wand passiert, als ich anhielt. „Und das Baumaterial?“ deutete ich auf die Mauer. „Besteht es, wie ich vermute, auch aus organischen Bestandteilen?“

„So ist es. Je nach Baustoff läßt man aber noch zusätzlich härtere oder weichere anorganische Materialien mit beweglich-kristallinen Strukturen einwachsen. Übrigens werden auch Hormone beigelegt.“

Jogu zog mich weiter. Über eine Treppe gelangten wir in die Dachspitze. Von hier aus bot sich uns ringsum ein Ausblick in die Eichenkronen und zwischen ihnen hindurch in die weitere Umgebung.

„Wunderschön!“ schwärmte ich. „Eine herrliche Wohnlage.“

Jogu schwieg. Ich drehte mich zu ihr um: Sie blickte mich seltsam an, senkte dann aber sofort die Augen.

„Gehen wir zur Toilette?“ fragte sie plötzlich. „Vielleicht verspüren Sie ja auch ein Bedürfnis.“

Diesmal war ich es, der lachen mußte. „Macht man in Eurer Welt denn alles gemeinsam, sogar ...?“

Ju hatte mir versichert, sich „zutiefst geehrt zu fühlen“, mich durch das Zentrum der Stadt-Landschaft, die übrigens Communio genannt wurde, führen zu dürfen. Und so waren wir beide am Nachmittag aufgebrochen. Unterwegs — wir gingen zu Fuß, Personenfahrzeuge bekam ich nicht zu Gesicht — wies Ju mich auf landschaftliche wie auch bauliche Sehenswürdigkeiten hin, beispielsweise auf einige Villen, die er als „besonders gelungen“ bezeichnete, wengleich ich sämtliche Wohnhäuser schön und keines häßlich fand, oder auf einen See, über den sich sternförmig fünf Brücken spannten, die sich in der Mitte des Gewässers trafen. Zwischendrin lagen innerhalb von Grünanlagen auch kristallartige Flachbauten, die Werkstätten beherbergten. Auf meine Frage nach den Arbeitszeiten der werktätigen Bevölkerung blieb Ju stehen und schaute mich erstaunt an. „Fest eingerichtete Zeiten, sagen Sie, werter Herr? Meine unwürdige Person versteht Sie nicht.“

Jeder von uns fühlt doch, wann es für ihn soweit ist, sich in eine Werkstatt zu begeben und dort der Allgemeinheit nützende Tätigkeiten zu verrichten.“

„Aber ... planen Sie denn überhaupt nicht? Erstellen Sie keine Pläne? Ohne sie geht es doch gar nicht.“

„Pläne? Was ist das? Alles wird doch in uns hineingelegt!“

Ich war fassungslos. „Verzeihen Sie, wenn ich nachfrage, ich möchte Sie gerne verstehen. Wie zum Beispiel ... wie läuft es bei Ihnen ab, wenn ein neues Haus gebaut wird? Bei uns, ich meine in meiner Welt, muß ein Architekt sich überlegen, wie der Bau aussehen soll, und seine Gedanken in Zeichnungen festhalten. Der Bauherr muß behördliche Genehmigungen einholen. Wenn die Vorbereitungen abgeschlossen sind, kommen die Handwerker, legen das Fundament, die Maurer ziehen die Wände hoch, die Zimmerleute erstellen den Dachstuhl, die Dachdecker decken ihn mit Dachpfannen, die Elektriker und Installateure und Inneneinrichter kümmern sich um das Innenleben des Hauses, und alles muß zeitlich genau aufeinander abgestimmt und daher im voraus geplant werden, sonst mißlingt das Gesamtwerk.“

„Man beginnt zu ahnen, was Sie meinen, auch wenn meine Wenigkeit vieles nicht versteht, vor allem die Bezeichnungen derjenigen, die Spezialtätigkeiten ausführen. Sie Armer!“ Er sah mich mitleidsvoll an und legte seine Hände auf meine Schultern. „Langsam glaube ich, Sie kommen von weit, weit her. — Sehen Sie, lieber Freund, bei uns läuft es anders. Wenn ein Haus wegen Bevölkerungszuwachses errichtet wird, wissen wir Menschen, wann wir gebraucht werden.“

Jeder einzelne kommt dann, wenn er sich innerlich dazu gerufen weiß. Außerdem ist der Vorgang des Hausbaus bei uns nicht so kompliziert, wie es bei Ihnen der Fall zu sein scheint. O Himmel,“ — das Wort hörte ich hier zum ersten Mal — „was für ein erbärmliches, bedauernswertes Leben Sie bisher führen mußten.“

Ich konnte kaum glauben, wie einfach hier alles sein sollte. „Aber viel Arbeit haben Sie hier doch wohl auch. Wenn ich nur an die gewaltige Stadtmauer denke, die sicher regelmäßig instandgesetzt werden muß.“ Ich deutete in die Ferne.

„Mauer, sagen Sie? Mauer?“ prustete er los. Der sonst so ernste Ju konnte sich vor Lachen kaum halten; er kämpfte mit sich, um seine Fassung wiederzuerlangen. „Was Sie meinen,“ klärte er mich schließlich auf, „ist die Erhöhung des Berges, auf dessen Hochebene Communio liegt, an seinen Rändern. Es ist die Grenze unserer Rundung.“

Jetzt ging mir ein Licht auf. „Sie ... Sie leben also in einem riesigen erloschenen Vulkan. Rundungen, das sind: Krater erkalteter Vulkane!“

Mit dieser Bezeichnung wußte Ju nichts anzufangen.

„Das könnte“, dachte ich laut nach, „auch eine Erklärung für die damaligen Beben sein. Die Vulkane in diesem Erdgebiet scheinen noch nicht vollständig zur Ruhe gekommen zu sein ...“

Ju staunte: „Ihnen wohnen Kenntnisse inne, die uns nicht gegeben sind. Sicherlich würde es unsere Erd- und Bodenforscher sehr erfreuen, von Ihnen dergleichen hinzuzulernen.“

Je weiter wir uns dem Zentrum näherten, um so dichter wurde die Bebauung. Wir kamen auch an immer mehr der

Hallenbauten vorbei, der weißlich- und der bläulich-transparenten. In den meisten von ihnen erblickte ich kleinere oder größere Gruppen von Menschen. Gerne hätte ich meinem Führer einige Fragen dazu gestellt, bemerkte aber, daß er in der Nähe der Hallen immer seine Schritte beschleunigte, als wolle er sich dort so wenig wie möglich aufhalten. Ich fühlte, im Augenblick war es unpassend, ihn auf diese Gebäude anzusprechen, und so schwieg auch ich.

Der Zufall wollte es, daß wir Annanettina Souflatikis, die soeben gemeinsam mit einigen anderen Personen aus einem bläulichen Bauwerk trat, in die Arme liefen. Sie nickte mir freundlich zu und richtete ihr Wort dann an Ju. „Unser Mitbruder Comprolungo Fascinatus träumte vergangene Nacht von der Lösung eines ganz außergewöhnlichen geometrischen Problems“, verriet sie Ju. „Als er mit glänzenden Augen davon berichtet und eine Danksagung gesprochen hatte, schwebte er bei der anschließenden Schweigeübung bis in die Kuppelspitze hinein. — Es muß schon lange her sein,“ begeisterte sie sich, „daß dies sich außerhalb des heiligen Bezirks ereignete. Dabei hat Comprolungo noch nicht einmal den zweiten Grad der priesterlichen ...“ In diesem Moment sah die Mathematikerin zu mir hin, schien sich zu erinnern, daß ich alles mithörte, und verstummte sofort.

Kaum hatte sie sich von uns verabschiedet, kam es zu einer weiteren denkwürdigen Begegnung.

„Ju, welche Freude, dich zu sehen!“ erklang eine männliche Stimme hinter uns. Wir drehten uns um.

„Pan, guter Freund, die Freude liegt ganz auf unserer Seite.“

Ich spürte, daß Ju dies ganz ehrlich meinte. Er stellte uns einander vor. Der andere, Panralfo Temporico, schüttelte mir freundlich die Hand. „Ich hatte noch nicht das Vergnügen, Sie in Communio zu sehen. Aus welcher Rundung, wenn ich Sie fragen darf, stammen Sie?“

„Ich, äh, komme nicht aus dieser Vulkangegend“, stammelte ich.

„Unser lieber Gast ist durch unbekannte Umstände hierher geraten“, ergänzte Ju.

Irrte ich mich, oder war Panralfo bei dem Wort „Vulkangegend“ zusammengezuckt?

„Wir werden einander sicherlich noch des öfteren begegnen, Herr von Kamp.“ Er verbeugte sich höflich vor mir. „Und ich bin neugierig darauf, vieles aus Ihrer Heimat zu erfahren.“ Dies klang nach mehr als einer bloßen Höflichkeitsfloskel, ein zu ernster Unterton schwang mit. Dann wandte er sich Ju zu. „Deine liebe Einladung zum morgigen Mittagmahle kann ich leider nicht annehmen. Kurzfristig erhielt ich den Hilferuf eines guten Freundes von weit her.“ Damit verabschiedete er sich und entfernte sich raschen Schrittes.

Dieser Mann, der vielleicht fünf Jahre jünger sein mochte als ich, berührte mich eigenartig. Mir kam es so vor, als hätte ich ihn irgendwann, irgendwo schon einmal gesehen. Auch seine Baritonstimme klang mir vertraut. Vielleicht war es das bekannte Deja-Vu-Phänomen ...

„Erinnern Sie sich?“ riß Ju mich aus meinen Gedanken. „An einem der Baumstämme von Eichenhainheim hängt ein Porträt von Panralfo.“

Ich erinnerte mich zwar nicht, aber dies erklärte wohl einiges.

„Er ist sicher ein Freund des Hauses“, mutmaßte ich.

„Mehr als ein Freund. Vor Jahren rettete er Jogu das Leben, als sie bei einem Schwächeanfall in einem See zu ertrinken drohte. Sie wird Ihnen sicherlich gerne von ihrer Errettung erzählen. Seitdem ist Pan der gesamten Familie lieb und teuer, er verkehrt oft in unserem Heime.“

Ich nahm mir vor, Jogu bei passender Gelegenheit darauf anzusprechen.

Inzwischen waren wir im Zentrum von Communio angelangt. Dort umgab eine Mauer einen Bereich, der etwa die Größe des Vatikan haben mochte. Hinter dem Grün mächtiger Bäume sah ich hohe Gebäude durchschimmern, weit höher als die Hallen, konnte aber wegen des Laubs die Formen nur erahnen. Ich meinte, etwas ähnlich einer Kuppel und zwei spitze Türme wahrzunehmen.

„Dies hier ist unser geheiligter Bezirk“, flüsterte Ju ehrfürchtig. „Nicht jeder findet hier Zutritt.“

Meine Neugierde übermannte mich. „Befinden sich Tempel jenseits der Mauern? Und könnten Sie es mir ermöglichen, sie zu sehen?“

„Fremder, es ist besser, nicht weiter zu fragen.“ Damit drehte er sich um und trat den Rückweg an.

Fremder. Bisher hatte Ju mich immer freundlich angesprochen, sogar als Freund titulierte. Und jetzt bezeichnete er mich als Fremden. Ganz offensichtlich war ich zu weit gegangen, hatte vielleicht sogar ein Tabu verletzt.

So schwiegen wir denn auf unserem Weg einige Minuten lang. Schließlich wagte ich es, meinen Mund zu öffnen: „Verzeihen Sie bitte. Ich war neugierig, daher fragte ich Sie zu aufdringlich.“

Ju blieb stehen und legte seine Hand auf meine Schulter: „Könnten Sie sich vorstellen, sich in Communio heimisch zu fühlen?“

Die Frage überraschte mich. Jetzt nur keinen Fehler mehr begehen. „Ja“, antwortete ich nach kurzer Sammlung, „hier fühle ich mich richtig wohl.“ Ich verschwieg, daß, sollte sich irgendwie die Möglichkeit ergeben, ich jederzeit versuchen würde, in meine alte Heimat zurückzukehren.

„Dann erkühnen wir uns, Sie, liebster Freund, zu fragen, ob Sie, sollte es Sie nicht woandershin drängen, fürderhin Gast in unserem unwürdigen Hause sein möchten.“

Ich wußte zunächst nicht, was ich auf das großzügige Angebot erwidern sollte. Noch sprachloser machte es mich, als er anfügte: „Es würde uns höchlich ehren, wenn Sie so lange in Eichenhainheim blieben, wie es Ihnen beliebt. Sehr wohl erahnen wir, aufgrund Ihrer Berichte, wie schlimm es für Sie sein muß, Ihre Heimat verloren zu haben. Lassen Sie sich Zeit, sich hier bei uns einzuleben, oder eine andere Heimstatt zu finden.“ Und, als ich, nachdenkend, immer noch nicht antwortete, ging er zu einer Bitte über: „Die Halle, die Sie heute morgen betraten, ist der Versammlungsort der Schriftsteller. Sie sollen wissen, auch meine Wenigkeit gehört dieser Zunft an. Sie würden uns eine Freude bereiten, über Ihre Auffassungen zu dieser Kunst zu berichten oder uns gar mit Proben selbiger zu erquicken.“

Auch wenn ich nicht wußte, wie groß seine Wißbegierde in Wirklichkeit war, konnte ich bei dieser Bitte seine Gastfreundschaft unmöglich ablehnen.

Nach dem Abendessen, das ähnlich wie das Mittagsmahl verlief, setzten alle Bewohner von Eichenhainheim sich im Freien unter die Bäume und plauderten miteinander über die Erlebnisse und Begegnungen des Tages, während die kleinen Kinder spielten. Die Erwachsenen tranken dabei aus steinernen Pokalen eine Art Wein. Ich muß gestehen, daß ich mich von dem Wohlgeschmack und der erheiternden und belebenden Wirkung des Getränks dazu verführen ließ, mir mehrmals nachschenken zu lassen. Erstaunt stellte ich fest, daß der Rebensaft mich kein bißchen betrunken machte, sondern im Gegenteil meine Aufmerksamkeit und Reaktionsfähigkeit noch steigerte.

Die Sonne war untergegangen, es dämmerte. Langsam verebbten die Gespräche, die Menschen schienen auf etwas zu warten. Da ertönte in der Ferne ein Signal, es klang ähnlich einem Jagdhorn. „Das Zeichen für die Kreisbildung.“ Die Stimme Jogus, die sich bisher mit anderen unterhalten hatte und auf einmal hinter mir stand. „Komm, Chris — ich darf dich doch Chris nennen? —, ich führe dich zum Rundplatz.“ Sie streckte mir ihre Hand hin, ich nahm sie, stand auf und folgte ihr die wenigen Schritte zu einer Lichtung inmitten des Baumbestands. Die anderen kamen ebenfalls, und alle zusammen bildeten wir einen Kreis und faßten uns an den Händen. Nach wenigen Sekunden gemeinsamen Schweigens und, wie mir schien, der inneren Sammlung, ertönte ein zweites Hornsignal.

Was dann folgte, ist kaum zu beschreiben. Die Familie begann ganz leise einen Gesang — wenn man es so nennen kann: einen Gesang ohne Worte, und doch mit Tönen, die aus den Mündern kamen. Allmählich wurde die Melodie lauter, und das Gefühl, das mit ihm verbunden war, steigerte sich und sprach zunehmend das Herz an, brachte das Gemüt zum Schwingen. Das wortlose Lied wurde schließlich so innig und anrührend, daß es meine Seele gänzlich ergriff. Und da, als die Lautstärke weiter anstieg, hörte ich, daß vom Nachbargrundstück die gleichen Töne herüberklangen.

Nach und nach hatte ich den Eindruck, den Gesang nicht nur von Nahem, sondern auch aus der Ferne zu hören. Es war die gleiche Melodie, das gleiche Lied von überall her, und es klang wie ein vielstimmiger Kanon. Die Menschen sangen, wie ich noch niemals hatte singen hören, mit engelsgleichen Stimmen, unfaßbar schön und harmonisch. Zutiefst bewegt, fühlte ich mich zugleich ganz leicht und dabei erfüllt von filigraner Seligkeit. Den Gesichtern der anderen sah ich an, daß es ihnen ähnlich gehen mußte.

Als die Musik geendet hatte, flüsterte ich Jogu, die neben mir stand, zu: „So etwas Wunderbares habe ich noch nie erlebt!“

„Es geht noch weiter. Komm mit, Chris.“ Ich folgte ihr zwischen den Bäumen hindurch. Um einen besonders mächtigen und hohen Stamm herum wand sich spiralförmig eine Treppe, die wir nach oben stiegen, bis wir uns in der Spitze des Baums befanden. Von hier aus, über den Gipfeln der anderen Bäume, sahen wir weit in die Stadtlandschaft hinein. Soeben begann

ein neuer Gesang, der noch entzückender klang als der erste. Unter uns befand sich der Singkreis von Eichenhainheim. Zu meinem großen Erstaunen begannen alle Sänger zu leuchten, erst ganz zaghaft, dann immer deutlicher. Ich konnte es nicht fassen! Jogu wies mich auf die Umgebung hin, und was soll ich sagen, sowohl in der Nachbarschaft wie auch weiter weg erblickte ich schimmernde Kreise singender Menschen, und sogar noch in der Ferne, am Kraterrand, leuchtete es in der zunehmenden Dunkelheit. Ein Anblick lichtgewordener Harmonie, den ich nicht vergessen werde. —

Obwohl Jogu ihre Eltern gebeten hatte, im Schlafraum neben mir liegen zu dürfen, fand ich, auf Jus Wunsch hin, meinen Platz zwischen ihm und seinem ältesten Sohn, an deren anderer Seite jeweils ihre Ehefrauen lagen. Übrigens schliefen sämtliche Paare eng beieinander in ihren gemeinsamen Bettzellen.

Ehe ich ganz zur Ruhe kam, dachte ich über die Erlebnisse des Tages und meine gegenwärtige Situation nach. Jetzt, da ich ein wenig Abstand gewann, kam mir alles so unwirklich vor. War es tatsächlich geschehen, oder hatte ich nur geträumt? Würde ich irgendwann einfach aufwachen und dann wieder in meiner Heimat sein, in die ich mich zurücksehnte? Ich bemühte mich, mir mein Leben in der „alten Welt“ wieder vor Augen zu rufen. Ohne weiteres gelang es mir, mich meiner Stadt, meiner Reisen, meiner Lieblingssorte zu erinnern, ebenso vieler Menschen, die mir mehr oder weniger bekannt waren. Aber nahestehender Freunde oder Verwandter konnte ich mich nicht entsinnen. Wäre nicht die besänf-

tigende Wirkung der Bettpelle gewesen, ich hätte mich wohl wieder aufgeregt und wäre der Verzweiflung nahe gewesen. So aber schlief ich allmählich ein. Augenblicke, bevor ich ins Unbewußte abtauchte, meinte ich eine Stimme zu hören, eine Frauenstimme, die mich flehentlich rief: „Christian, Christian, was ist mit dir? Wach doch auf!“ Und für einen winzigen Moment ergriff mich tiefste Traurigkeit.

DER ZWÖLFTE TAG

Frühmorgendliches Aufstehen wie üblich. Dank der Bettpelle fiel dies nicht schwer, man trat wie neugeboren ins Leben hinaus.

An die gemeinsame Toilette hatte ich mich noch nicht so recht gewöhnt: Männer, Frauen und Kinder badeten in einem nahegelegenen Weiher, gänzlich unbekleidet, dabei vollkommen unbefangen. Immer, wenn ich aus der Pelle schlüpfte, stand Jogu schon bereit, nahm mich bei der Hand und lief mit mir gemeinsam zum Teich hin, wo wir uns ins Wasser stürzten. Sie war keine Jugendliche mehr, und dennoch himmelte sie mich an. Ich gebe zu, ich ließ es mir gerne gefallen, ich mochte sie, und sie war ja auch ein schönes Menschenkind, bekleidet wie nackt, mit ihren langen braunen Haaren, den tiefdunklen Augen und der zierlichen Figur, zudem hochintelligent und, last not least, von besonderer Herzenswärme.

Ihr Vater Ju stand unserer freundschaftlichen Beziehung zwiespältig gegenüber: Er freute sich über das Glück seiner Tochter, wußte aber anscheinend angesichts meiner Fremdheit nicht gänzlich, wie er mich einschätzen sollte. So jedenfalls vermutete ich es.

Nach dem Frühstück schlossen Jogu und ich uns Ju an. Für ihn stand heute, wie am ersten Tag meines Aufenthalts in dieser Welt, eine Wanderung der Art an, wie ich sie damals durch mein Erscheinen gestört hatte, eine Dichtungs-

wanderung. Auf dieser Runde durch die Rundung gab jeder Mitwanderer aus dem Stegreif Gedichte, Aphorismen oder Kürzestgeschichten zum besten. Jogu war sich noch nicht im klaren darüber, ob sie Schriftstellerin oder Figurenformerin werden sollte, und so besuchte sie mal die eine, mal die andere Gruppe.

Übrigens betrafen alle diese Bezeichnungen nicht etwa Berufe, jedenfalls nicht in dem Sinne, daß die Tätigkeiten dem Gelderwerb gedient hätten. Geld kannte man nicht, ebensowenig wie man den Tausch von Diensten oder Gütern kannte. Vielmehr war jeder in dem Bereich tätig, zu dem er sich berufen fühlte, ob in Handwerk, Kunst oder Wissenschaft, und jeder wirkte mit am Gesamten, an der Erfüllung der Bedürfnisse der Gemeinschaft, wie jeder auch die Leistungen der anderen in Anspruch nahm, mochte es sich nun um die Versorgung mit Nahrungsmitteln oder Gedichten, mit Kleidung oder Weisheiten, mit Wohnraum oder mathematischen Formeln handeln. Die Tatsache, daß Jogu sich innerlich noch nicht eindeutig zu einer bestimmten Tätigkeit hingezogen fühlte, bezeichnete sie selbst als ungewöhnlich, denn normalerweise wußten schon Zwölf- bis Vierzehnjährige, wie ihre Berufung aussah.

Eines der Gedichte, das ein Paar gemeinsam vortrug, blieb mir gleich im Gedächtnis haften:

Wenngleich wir wirken, wie wir wollen,
führt Folgsamkeit der Freiheit Fuß.
So sieh: Das Wollen sucht sein Sollen,
sonst wird aus Wollen schnell ein Muß.

Ein junges Mädchen von etwa zwölf Jahren versuchte sich an einem Märchen. Ihre Erzählung beeindruckte mich tief.

Das grimmige Märchen von Hansus und Gretä.

Vor langer, langer Zeit wohnte in einer weit, weit entfernten Rundung eine Familie. Der Hausvater, der sein Leben lang meisterhafte Schuhknödel gefertigt hatte, war schon alt, und die Mutter, eine hochbegabte Grammatikerin, nur um einiges jünger als er. Außer dieser Familie lebte in der Rundung keine andere mehr, alle waren in komfortablere Gegenden ausgewandert. Auch die Kinder des alten Paares, die schon erwachsen waren, zogen weg. Sie wollten ihre Eltern mitnehmen, doch diese lehnten es ab, denn ihre Heimat lag ihnen sehr am Herzen. So lebten sie einige Jahre alleine, mußten auf mancherlei verzichten, doch Nahrung war reichlich vorhanden, die Früchte der Bäume fielen ihnen fast in den Mund, und ihren Durst stillten sie mit Näck-Turr. Vor allem aber liebten sie einander von Herzen, und dies war ihnen wichtiger als die Verbesserung der äußeren Lebensumstände.

In hohen Jahren noch wurden ihnen dank des Segens von oben Kinder geschenkt, ein Knabe und ein Mägdelein. Sie erhielten die Namen Hansus und Gretä. Die beiden erfreuten ihre Eltern gar sehr. Als sie zehn Jahre alt waren, sprach der Mann zu seiner Frau: „Wir sind schon hochbetagt, und lange haben wir keinen Bußgang mehr unternommen, denn die Kinder waren zu klein dafür. Jetzt, da sie auch weitere Strecken laufen können, sollten wir viere zu diesem Behufe

aufbrechen. Wer weiß, liebe Frau, vielleicht wird es unser letzter Gang sein.“ Wie recht sollte er behalten. Denn als sie drei Tagesstrecken zurückgelegt hatten, fiel ein morscher Baum bei einem Windstoß um und begrub die Eltern unter sich. Die Kinder, die rechtzeitig zur Seite gesprungen waren, konnten ihnen nicht mehr helfen und mußten mit ansehen, wie sie starben. Die Mutter sagte noch zu den beiden: „Jung und Maid: Wahret die rechte Ordnung, untereinander und anderen gegenüber.“ Dann schloß sie für immer ihre Augen.

Die beiden Kinder weinten lange Zeit. Dann bedeckten sie ihre toten Eltern mit einem großen Haufen Reisig. Da sammelten sich dunkle Wolken am Firmament, und ein Feuer fiel im Zickzack von oben herab und verzehrte das Holz und die toten Leiber. Der Rauch stieg in den Himmel hinauf, was Hansus und Gretä tröstete.

Wie nun sollten sie jetzt überleben, wie nur den Weg zurück aus der Wildnis finden? Hier gab es keine Straßen, keine Pfade. Sie gingen auf gut Glück los, doch gerieten sie dabei immer tiefer ins Dickicht.

Da hörten sie in der Ferne rhythmische Klänge. Die beiden folgten ihnen, nach einiger Zeit lichtete sich der Wald, und sie erblickten vor sich mehrere Frauen, die zu den Tönen eines hohlen liegenden Baumstammes, auf den eine Alte mit Steinen schlug, hüpfen und sprangen.

„Seht da, andere Menschen!“ rief eine Frau mit krummer Nase und wucherndem Haar, die einzig mit Bananen um ihre Hüften herum bekleidet war. Sie riß zwei der Früchte ab,

hielt sie Hansus und Gretä hin und lockte: „Kommt her, Ihr habt doch sicher Hunger.“

Die Kinder, seit Tagen ohne Nahrung, nahmen gierig die Bananen und verschlangen sie.

„Kommt mit uns, dann habt Ihr immer genug zu essen“, versprach die Frau, und die Kinder folgten ihr und den anderen, denn sie sagten zueinander: „Wollen wir denn darben und Hungers sterben?“

So kamen sie in eine nahegelegene Stadt. Da sahen die Kinder, wie Männer und Knaben, angetrieben von Aufseherinnen mit Peitschen, schwere Arbeiten verrichten mußten. Sie zogen lastengefüllte Karren oder pflasterten mit großen Steinen die Straße, während die Frauen sich vergnügten und sich auf dem Rücken von Männern spazieren tragen ließen. Sofort ergriffen einige der Aufseherinnen Hansus und stießen ihn zu den Männern, damit er Straßenarbeiten wie diese verrichte, wohingegen die Frau mit der krummen Nase, die Häck-Sä genannt wurde, Gretä, die ihrem Bruder zu Hilfe eilen wollte, fest beim Arm packte und mit sich in ihr Haus zog.

„Du wirst mir von nun an jeden Tag das Essen bereiten,“ befahl Häck-Sä dem Mädchen, „und wenn du erwachsen bist, darfst auch du mit Männern machen, was du willst.“

Lange Zeit mußte Gretä der Frau dienen, und Hansus hatte so schwer zu arbeiten, daß er abends immer erschöpft auf sein hartes Lager fiel.

Eines nachts kehrte Häck-Sä spät von einer wilden Feier zurück. Sie hatte dort eine große Menge eines gegährten

Getränks zu sich genommen, das ihr die Sinne benebelte. Schwankend betrat sie ihr Haus und vergaß, die Tür zur Straße wieder zuzusperren. Mit einem qualmenden Stengel im Mund legte sie sich auf ihr Lager und schlief sofort ein. Gretä nutzte die Gelegenheit, sich aus der Wohnung zu stehlen und nach Hansus' Unterkunft zu suchen. Als sie eine Weile gegangen war, blickte sie sich um und gewahrte, daß das Haus von Häck-Sä hellauf in Flammen stand. Gretä überlegte, ob sie ihr helfen könne, aber da war nichts mehr zu retten.

Bald fand sie das Gefängnis, das von außen abgeschlossen, aber unbewacht war. Gretä mußte alle ihre Kraft aufwenden, um den Riegel beiseite zu schieben, dann trat sie ein und weckte die Gefangenen. Endlich fand sie unter ihnen auch Hansus. Beide fielen sich weinend in die Arme. Hansus wollte gar nicht von ihr lassen, Gretä aber drängte zur Flucht, und im Nu war das Gefängnis leer. Man eilte zu den anderen Gefängnissen, um die dort eingesperrten Männer, Jünglinge und Knaben zu befreien, und floh dann aus der Stadt. Inzwischen hatte das Feuer schon weit um sich gegriffen. Aus der Ferne sahen die Entwichenen, daß die ganze Stadt lichterloh brannte.

Gemeinsam wanderten sie alle viele Tage lang und fanden endlich eine Rundung. Die Bewohner nahmen sie herzlich auf, und fortan lebten sie dort mit Freuden. Hansus und Gretä aber, als sie als Erwachsene ihre Familien gründeten, gedachten ihr Leben lang der Abschiedsmahnung der Mutter und lehrten ihre Kinder und Kindeskinde, niemals dürften Frauen die Männer oder Männer die Frauen unterdrücken.

Nachdem das Märchen zu Ende war und die Erzählerin viel Lob empfangen hatte, baten einige der Schriftsteller auch mich um einen Beitrag. Ich überlegte eine Weile, dann meinte ich, einen Versuch wagen zu dürfen.

Die Geschichte einer Wanderung.

Es war einmal vor langer, langer Zeit. Oder vielleicht wird es in ferner, ferner Zukunft sein? Wie auch immer: Da beherrschte die Erde ein Volk, das keine Geschichte kannte und keine Entwicklung, keine Früh- oder Spätkultur, ein Volk, in dem alle glücklich und zufrieden lebten. Lag es an dem Erdzeitalter, oder lag es an dem besonderen Ort, daß es keine Kriege, keine Feindschaft, keine Mißgunst gab, daß alle Menschen erfüllt waren von Liebe und Liebenswürdigkeit, Hilfsbereitschaft und Arglosigkeit, daß jeder jedem nur das Beste wollte und tat und an sich selbst zuletzt dachte?

In diesem Volk lebte eine junge Frau, Bonbonietta, die eines Tages bei einem Spaziergang durch den Wald einen wunderschönen Stein fand. Sie nahm ihn mit zu sich nach Hause, legte ihn unter ihr Kopfkissen und schlief auf ihm ein, hoffend, der Karfunkel werde ihr süße Träume schenken von dem Mann, in den sie verliebt war.

Als sie aufwachte, fand sie sich auf dem harten Boden eines Bürgersteigs wieder, inmitten einer Großstadt. Sie erhob sich und ging durch die menschenleeren Straßen. Um sich herum sah sie nur Beton- und Glasbauten mit zehn oder zwanzig Stockwerken Höhe. Ein kalter Wind ließ sie frösteln;

in ihrer Heimat kannte sie nur mildwarme Lüfte, keine Kälte, keinen Frost, kein Erstarren.

Nach und nach bevölkerten sich die Straßen. Die Frau lief umher, aber niemand redete ihr aufmunternd zu, niemand bot ihr freundlich seine Gastfreundschaft an, alle eilten nur mit ernsten und harten Gesichtern an ihr vorbei. Sie konnte es nicht fassen, daß kein Mensch sich um sie in ihrer offensichtlichen Hilflosigkeit bemühte. Einsam irrte sie durch die Stadt, wußte nicht ein noch aus; Tränen liefen über ihre Wangen. An einer Bushaltestelle fragte sie einige Leute, ob sie Essen für sie hätten, denn sie war hungrig; doch man schaute gleichgültig über sie hinweg.

In einem Stadtpark setzte sich sie, nahe einem Kinderspielfeld, auf eine Bank. Da trat ein kleiner Junge zu ihr hin und fragte sie: „Du, warum weinst du denn? Ist dir nicht gut?“

Bonbonietta blickte auf und sah in das lächelnde Gesicht des Kindes. Da mußte auch sie lächeln.

„Wenn du willst, kannst du mit uns spielen“, lud der Junge sie ein. „Wir bauen gerade eine Sandburg.“

Sie ging mit zum Sandkasten, wo mehrere Kinder eifrig mit Eimern und Schaufelchen tätig waren, und half ihnen. Als bereits mehrere Türme mit Zinnen in die Luft ragten, fragte sie die Kleinen: „Wo sind denn Eure Eltern?“

„Ach, die sind arbeiten,“ kam die Antwort, „und wir sollen in den Kindergarten, aber vorher spielen wir hier immer.“

Die Mädchen und Jungen taten ihr leid.

„Kennst du Blindkuh?“

Bonbonietta verneinte, und die Kinder zeigten ihr das Spiel. Dann banden sie ihr ein Tuch vor die Augen und drehten sie im Kreis herum. Ihr wurde schwindelig, sie versuchte sich zu halten, fiel dann aber zu Boden. Ihre Sinne schwanden.

Als sie erwachte, fand sie sich zu Hause, in ihrem Bett wieder. Hatte sie nur geträumt? Oder war dieser böse Traum Wirklichkeit gewesen? Gab es Welten, die nicht so glück erfüllt waren wie die ihre? Menschen, die mehr an sich dachten als an andere?

Für diese kleine Geschichte erhielt ich den Beifall der Mitwanderer.

„Zwar haben wir vieles nicht verstanden, z. B. Wörter wie Krieg, Feindschaft, Arglosigkeit, oder auch Bushaltestelle.“ Ju sprach für die Gruppe. „Jedoch ahnen wir sehr wohl, was Sie meinen, und wissen auch, daß nicht alles nur reine Erfindung und Phantasie ist, wie in dem Märchen von Hansus und Gretä, sondern vieles auf Erlebtem beruht.“

Tatsächlich hatte ich in den letzten Tagen, seit ich mich über meine Gedächtnislücken kaum mehr aufregte und mich mit ihnen mehr oder weniger abfand, mir auch gar nicht mehr ernsthaft gewünscht, in meine Heimat zurückzukehren, meiner Gastfamilie beim abendlichen Wein manches aus meinem früheren Leben berichtet, wobei ich verwundert zur Kenntnis nahm, daß die hier lebenden Menschen mir, obwohl doch vieles ihnen fremdartig war und sie in Erstaunen versetzte, alles glaubten. In Communion, so wuchs meine Überzeugung, waren Lügen gänzlich unbekannt!

Wie sehr haben Ju, Jogu und die anderen Familienmitglieder mich an diesen Abenden, an denen ich mich dank des Weins in richtiger Plauderstimmung befand, immer wieder bedauert, in einer solch „traurigen“ und „grausamen“ Welt gelebt zu haben. Und ich, umgeben von Liebe und Wärme, hatte ihnen von Tag zu Tag mehr zugestimmt und beteuert, ich fühle mich bei ihnen unvergleichlich wohl.

An einem Rastplatz legten wir eine Pause ein, setzten uns in Gras und übten uns ein wenig im Besinnungsschweigen. Wie erfreulich war doch diese Wanderung durch die Parklandschaft, erfrischend und belebend für Geist, Seele und Sinne. Nicht zuletzt trug auch das freundliche Wetter dazu bei, es hob die Stimmung. Bisher hatte ich hier, Tag für Tag, nur angenehme Temperaturen erlebt, und ständig lieboste mich ein milder Lufthauch. Jogu hatte mir auf meine Nachfrage hin bereits erzählt, das Klima ändere sich im Laufe des Jahres kaum. Ein ganz erstaunliches Phänomen! Vermutlich lag es an der Vulkangegend, der Boden fühlte sich immer warm an. Vielleicht hatte es auch mit Meeresströmungen zu tun, aber bisher hatte ich noch nicht in Erfahrung bringen können, ob wir uns hier etwa auf einer großen Insel, vergleichbar Großbritannien, befanden.

Gerade wollten wir unsere Wanderung fortsetzen, da langte eine andere Gruppe hier an. Es handelte sich um etwa fünfzig bis sechzig Personen jeglichen Alters, die auf mich einen geradezu überglücklichen Eindruck machten. An den dunklen Farben ihrer Blütenblätterkleidung erkannte ich, daß es sich um Büsser handeln müsse. Jogu hatte mir bereits ein

wenig von den Bußwanderern erzählt: Sie verließen die Rundungen und zogen für Wochen hinaus in die Wildnis, um Buße zu leisten für ihre Untaten. Hierzu wurden sie nicht von Gerichten verurteilt, auch hatte keine Polizei sie wegen ihrer Vergehen aufgespürt: Gerichte, Polizei, überhaupt irgendwelche Ordnungsorgane gab es nicht. Diese Menschen kannten nicht einmal so etwas wie einen Staat oder Staatsgewalten, keine Regierung, keine Verwaltung, keine Rechtsprechung, kein Militär. Das gesellschaftliche Leben funktionierte erstaunlicherweise ohne all dieses, aus dem intuitiven Erfühlen und Erkennen dieser Menschen, welche Handlung vonnöten, welches Verhalten richtig oder falsch war. Sozial- und Politikwissenschaft waren ihnen ebenso fremd wie Geschichtsforschung oder Psychologie: Sie kannten sie nicht, und sie brauchten sie nicht.

Die Menschen beschlossen jeweils selbst, wann sie die Teilnahme an einem Bußgang für erforderlich hielten.

Über Art und Schwere der Vergehen hatte ich Jogu noch nicht befragt. „Nimmt denn jeder an diesen Wildniswanderungen teil, der Mörder ebenso wie der Einbrecher, der Betrüger wie der Taschendieb?“ wollte ich jetzt von ihr wissen.

Jogu verstand nicht. „Was ist das: Mörder, Einbrecher, und die anderen?“

„Na, Mörder sind Menschen, die andere aus niederen Beweggründen töten, und Einbrecher, Diebe und Betrüger bringen, vereinfacht gesagt, andere um ihr Eigentum, ihren Besitz.“

„So etwas gibt es?“ Jogu schaute mich beunruhigt an. „Hast du wieder böse Träume gehabt?“ Sie hatte manchmal

Schwierigkeiten, mir zu glauben, was ich aus meinem früheren Leben erzählte, aber nicht etwa, weil sie mir zugetraut hätte, die Unwahrheit zu sagen, sondern weil sie überzeugt war, mir gehe es des öfteren nicht gut, oder ich sei sogar krank.

„Aber welches sind denn die Verbrechen, deretwegen diese Leute in die Wildnis ziehen?“

„Nun, sie haben sich lieblos gegenüber ihren Mitmenschen verhalten, etwa einen Gast nicht ausreichend bewirtet oder Bekannte nicht herzlich genug begrüßt. Sie hörten zu wenig auf ihre innere Stimme.“

Am Nachmittag, nach kurzem Pellenschlaf, besuchte ich mit Jogu die Halle der Bildhauer. Sie führte mich sogleich in den Skulpturensaal, wo wir einige Künstler antrafen, denen sie mich vorstellte. Mich wunderte, daß sie alle ihre Kleidung abgelegt hatten und nackt arbeiteten, woraufhin Jogu mir erklärte, dadurch gelinge die Handhabung des Werkstoffs besser, vor allem aber entwickle man auf diese Weise ein Gefühl für die richtigen Formen. Die Werkstücke, die ich ringsum sah, waren figuralen Charakters, die meistens Menschen, alles Akte, gelegentlich auch Tiere oder Pflanzen darstellten, selten rein naturalistisch oder realistisch, sondern meist mit expressiven Zügen, allerdings nicht im Sinne eines spätzeitlichen Expressionismus, gewollt und erkünstelt, sondern, wie mir scheinen wollte, auf echter Naivität und Kindlichkeit beruhend.

Jogu nahm mich an der Hand und zog mich in „ihre Ecke“. Dort warf sie einfach ihre Kleidung ab und gab mir

zu verstehen, ich möge ein gleiches tun. Dann zeigte sie mir ihr Werk: die Skulptur eines Mannes in meiner Größe, und sogleich erkannte ich, es handelte sich um ein Abbild von mir. Die stehende Figur, anscheinend aus Bronze gegossen, blickte sehnsüchtig nach oben zum Himmel, den rechten Arm hielt sie geradeaus nach vorne gestreckt und schien mit dem Zeigefinger auf ein fernes Ziel zu deuten, während der linke Arm nach hinten gerichtet war und mit der Hand etwas festhalten wollte.

Ein wenig verlegen schaute Jogu mir in die Augen. „Ja, du hast es richtig erkannt, Chris, du bist das. Aber was ich mit dieser Haltung ausdrücken wollte — ich weiß es nicht, es überkam mich einfach so.“

Gegenüber einem Menschen aus meiner alten Welt hätte ich jetzt wohl etwas von „Vergangenheit“ und „Zukunft“ gemutmaßt, aber bei diesen Menschen hier hatten solche Begriffe keinen Sinn. So schwieg ich also einfach.

„Die Figur gefällt mir nicht!“ Jokus Stimme klang entschlossen. Beherzt ergriff sie die Arme der Skulptur und drehte sie so zurecht, daß sie jemanden zu umarmen schienen; dann nahm sie den Kopf der Statue, und mit wenigen Griffen hatte sie ihn in die Waagerechte bewegt, ebenso durch ein Streichen über das Gesicht den Blick der Augen. Das Material war also wohl kein Metall, sondern, trotz seiner Stabilität, beweglich wie weicher Ton, oder sogar beweglicher, dennoch fühlte es sich, als ich daran klopfte, hart wie Stein an. Ich versuchte, die Stellung der Finger zu ändern, es gelang mir jedoch nicht.

„Dafür muß man schon ein bestimmtes Gefühl in den Händen entwickeln“, lächelte Jogu. Jetzt schien die Skulptur ihr zu gefallen.

„Und wer soll zwischen diesen Armen stehen?“ fragte ich wie beiläufig.

Sie senkte die Augen und schwieg verlegen, aber ihr Schweigen sprach Bände.

„Übrigens“, wechselte sie das Thema. „Heute kommt Panralfo zum Abendessen, er ist zurück von der Reise.“

„Und, wie ... äh ...“

„Ich mag ihn nicht besonders, aber das darf niemand wissen, denn dies zum Ausdruck zu bringen wäre eine schwere Untat“, kam sie offenherzig meiner Frage zuvor.

„Und warum magst du ihn nicht, wenn ich fragen darf?“

„Ich weiß nicht. Er verhält sich ja sehr freundlich und liebenswürdig, zugegeben, aber ... Es ist halt so ein Gefühl. Irgend etwas an ihm gefällt mir nicht, ich kann es nicht in Worte fassen.“

„Er hat dir doch das Leben gerettet.“

„Dafür bin ich ihm ja dankbar — aber trotzdem!“ Es klang ein wenig patzig.

Mir kam ein Verdacht. „Ist er vielleicht zudringlich freundlich? Will ... er etwas von dir?“

„Ich bin nicht ‚käuflich‘, um einen Ausdruck aus deinem früheren Leben zu verwenden. — Bitte, Chris, lassen wir das Thema.“

Angesichts des wunderschönen Anblicks, der sich mir in ihrer süßen Gestalt bot, konnte ich mir gut vorstellen, daß ein

so gutaussehender Mann wie Pan sich Hoffnungen machte. Ihre Erscheinung ließ ja auch mich nicht unberührt. Hinzu kam, daß ich ihre so offene und natürliche Art immer mehr zu schätzen wußte und mich liebend gerne mit ihr unterhielt, ja, sie schnell vermißte, wenn sie sich nicht in meiner Nähe aufhielt. Ihre Einstellung Pan gegenüber fand ich etwas überzogen und ein wenig ungerecht. Nun, vielleicht urteilte ich vorschnell, ich kannte ihn ja kaum.

„Wie, Jogu, kam es denn damals zu deinem Unfall, aus dem du gerettet wurdest?“ Ich versuchte, Pans Namen nicht mehr zu nennen.

„Du mußt wissen, gelegentlich wird mir schwarz vor Augen, und ich falle in Ohnmacht. Die Heiler meinen, mein Herz sei schwach. Und vor Jahren geschah es, als ich gerade schwimmen war. — Nicht weiter wichtig,“ meinte sie, mich beruhigen zu müssen, als sie meinen besorgten Blick sah, „es kommt nur selten vor.“

Nach dem Abendessen, beim Wein, waren Panralfo und ich bald in ein lebhaftes Gespräch verwickelt. Er erwies sich tatsächlich als überaus liebenswürdig, und seine fesselnden Erzählungen, sein charmantes Lächeln, sein zuvorkommender Charakter blieben auch auf mich — wie anscheinend auf die meisten in der Familie — nicht ohne Wirkung. Er schien mir offener als Ju zu sein, bei dem ich manchmal den Eindruck hatte, daß er hinter seiner Höflichkeit etwas verbarg. Die überaus spannenden Berichte von seinen häufigen Reisen — Pan war Biologe und hielt sich daher auch in der

Wildnis auf, außerdem hatte er Freunde in entfernten Rundungen — schlugen mich schnell in Bann. Ich konnte Jogus Einwände ihm gegenüber nicht so recht verstehen.

„Weißt du, Christian,“ — wir waren bald beim „Du“ angelangt — „durch meine Tätigkeit komme ich weit herum, und draußen, außerhalb der Rundungen, bin ich auf so manches Volk gestoßen, habe mich an ihre Lagerfeuer gesetzt, habe versucht, mit ihnen zu reden, und dabei vieles erfahren, was hier nur ansatzweise, wenn überhaupt, bekannt ist. Gerne hätte ich hier einiges davon erzählt, aber leider mußte ich, wenn ich es versuchte, feststellen, daß dies zu Irritationen führt, und deshalb habe ich diese Versuche aufgegeben.“ Er schwieg vielsagend. „Aber du, du stammst aus einer anderen Welt. Nach dem, was du mir soeben von ihr berichtet hast, kennst du vielfältige Lebenseinstellungen.“

Mir war nicht klar, was genau er mir damit sagen wollte.

„Du solltest mich mal auf einer meiner Reisen begleiten. Das ist eine etwas andere Luft als hier.“ Damit beendete er das Thema. „Hast du übrigens schon unsere Hallen hier besucht, oder einige von ihnen?“

„Bei den Schriftstellern und Bildhauern war ich, zusammen mit Ju und Jogu.“

„Die gute Jogu“, lachte er. „Wie ich hörte, bist du jetzt ihr Favorit.“

Ich horchte genau hin, konnte aber aus der Stimme zwar eine Spur gutmütigen Spottes, jedoch keine Eifersucht heraushören.

Wohlwollend fuhr er fort: „Und die anderen Hallen?“

„Würde ich gerne auch mal besuchen, aber ich spreche es von mir aus nicht an. Ju scheint da gewisse Vorbehalte zu haben.“

„Nimm's nicht persönlich, Ju meint es nicht böse, er hat eben besondere Ehrfurcht vor den höheren Einrichtungen von Communio, und er weiß dich nicht genau einzuschätzen, ist ein wenig von deiner Fremdartigkeit irritiert, obwohl er dich im übrigen sehr mag. Kann mir gut vorstellen, daß er dir auch noch nicht viel vom Tempelbezirk erzählt hat.“

Pans Einfühlungsvermögen erstaunte mich ebensowohl wie sein weites Verständnis, mit dem er sich anscheinend von vielen anderen seines Volkes unterschied. Daher wagte ich eine Frage: „Was hat es eigentlich mit dem Schweben von Menschen und Gegenständen auf sich?“

„Hm, weiß nicht, ob ich dir davon erzählen darf ... Was soll's: Es hängt zusammen mit der genauen örtlichen Lage der Hallen. Dort nämlich können manche Menschen, die sich lange in Versenkung geübt haben, besondere Geisteskräfte entwickeln und Gegenstände oder auch sich selbst schweben lassen. Unsere Künstler bringen schon einiges zuwege, dies ist aber noch nichts im Vergleich zu den Kräften der Priester.“

Ju trat auf uns zu. „Nun, wie wir freudig sehen, sind Sie in eine angeregte Unterhaltung vertieft. Es ist zuhöchst bedauerlich, Sie dabei stören zu müssen ... Pan, wäre es dir recht, mit mir einige Worte zu wechseln?“

Pan stand auf. „Christian, es bleibt doch dabei: Du begleitest mich einmal in die Wildnis?“ Damit verließ er mich.

Jogu, die bisher mit ihren Geschwistern geplaudert hatte, kam zu mir herüber. „Nun, was habt ihr miteinander besprochen? Ist ja auch egal, Hauptsache, ich finde dich jetzt ohne Pan. Ich muß dir gestehen, ich habe dich gerne für mich alleine.“

DER ACHTZIGSTE TAG

Heute sollte sie stattfinden, die Große Feier, für die schon seit Wochen die Vorbereitungen getroffen wurden, die Feier für „das Wesen da oben“, wie sie es ausdrückten, das „Wesen“, dem die Bewohner sämtlicher Rundungen ihre Verehrung darbringen und ihren Dank bezeugen wollten.

Das „Wesen“, so hatte ich inzwischen erfahren, war „der Schöpfer und Erhalter, der seinen Namen noch nicht geoffenbart“ hatte, und dem die Menschen „alles verdanken, was ist in dieser Welt“. Erstaunlich, obwohl diese Menschen glücklich und zufrieden waren, obwohl sie in voller Selbstverständlichkeit zu leben schienen und ihnen alles wie von alleine gelang, erspürten sie andererseits doch mehr oder minder, daß sie beschenkt wurden und eben doch nicht alles als selbstverständlich annehmen konnten. Einerseits erfüllten Naivität und Kindlichkeit sie, durchaus im positiven Sinne, andererseits drückte sich in ihren Märchen und Legenden doch die eher unbewußte Erkenntnis aus, daß das Leben auch anders, eben schlimm und grausam sein konnte.

Und wie sah es mit mir aus, war auch ich, bei aller Ahnung andersartiger Möglichkeiten, kindlich zufrieden? Nun, glücklich war ich sicher, hier und jetzt, vielleicht in einem Maße, wie ich es noch nie gekannt hatte, aber naiv war ich nicht geworden, zu deutlich erinnerte ich mich noch der Härte der alten Welt.

Alle vierhundert Tage fand diese Verehrungsfeier statt, und die Menschen wurden schon lange Zeit vorher von einer freudigen Unruhe ergriffen. Die offizielle Vorbereitungszeit, die die Priester mit einer Prozession durch die Stadt einleiteten, dauerte 24 Tage. Niemand, so hieß es, wußte, wie es zu dieser Feier und der Zeit ihrer Vorbereitung gekommen war, allenfalls hörte man auf Nachfrage Ausdrücke wie „vor langer, langer Zeit“ oder „seit Urgedenken“.

Jogu, so wollte mir scheinen, war besonders unruhig. Wenn ich sie danach fragte, schlug sie die Augen nieder und schwieg.

Heute morgen, in aller Frühe, weckte sie mich, nahm mich an der Hand und spazierte mit mir zu einem Stadtbezirk, den ich noch nicht kannte. Hier umrundete eine Hecke eine parkartige Anlage mit Bäumen, Sträuchern und zahlreichen Blumenrabatten. Jogu führte mich durch ein aus wuchernden Rosen gebildetes Tor hinein. Zunächst begegnete uns kein Mensch, doch dann erblickte ich in einer Nische ein junges Paar, das sich küßte, und kurz darauf sah ich auf einem der Wege einen Mann und eine Frau Hand in Hand gehen. In mir stieg eine Ahnung auf.

„Dies hier ist der Garten der Verliebten“, bekannte Jogu mir mit leiser Stimme. „Chris — wie sieht es mit uns beiden aus?“

Ja, wie sah es mit uns aus? Wie sah es mit mir aus? Ich liebte Jogu, das war mir schon seit Wochen klar. Doch bisher hielt mich etwas davor zurück, ihr dies eindeutig zu bekennen. War es mein Leben in der alten Welt, an dessen wirklich

wesentliche Einzelheiten, nämlich das Zusammenleben mit anderen, mir nahestehenden Menschen, ich mich nicht mehr erinnerte? Mehr als einmal hatte ich darüber nachgedacht. Nun, offensichtlich gab es keinen Weg zurück. Fast drei Monate lang war ich jetzt hier, und keine Möglichkeit der Rückkehr hatte sich aufgetan, im Grunde wünschte ich sie mir auch gar nicht mehr. Die Wirklichkeit war inzwischen das Leben hier, und dieses Leben war schön. Dennoch zögerte ich jetzt einen Augenblick. Dann aber gab ich mir einen Ruck: „Jogu, du und ich gehören zusammen! Würdest du mich denn haben wollen? Du mußt wissen, der nicht mehr ganz junge Mann, der vor dir steht, würde sich höchlich geehrt fühlen ...“ Der Versuch, ihren Vater nachzuahmen, kam mir mit einemmal unangebracht vor. Doch Jogu hatte mich verstanden und lachte erleichtert auf. Gerade konnte ich noch ein „Du weißt, wie sehr ich dich liebe“ von mir geben, ehe Jogu mir mit ihrem Mund den meinen verschloß. Mir wurde warm ums Herz.

Als wir unsere Umarmung lösten, lag eine Frage auf meiner Zunge: „Und deine Eltern? Dein Vater?“

„Er hätte gerne Pan als Schwiegersohn gesehen. Aber der hat sich bisher — zum Glück — diesbezüglich nicht geäußert. Und ich habe Papa gesagt, ich will Pan nicht heiraten. Gestern habe ich ihn noch darauf hingewiesen, daß Pan so oft auf Reisen ist, jetzt ja schon wieder. Wie will er seine Frau dann glücklich machen? Das hat Papa schließlich eingesehen.“

„Er ist also einverstanden?“

„Nun ja ... er will seine Zustimmung vom Urteil der Priester abhängig machen.“

Am späten Vormittag strömte die ganze Bevölkerung Communios dem Tempelbezirk zu. Alle Wohnbauten der Stadt waren festlich geschmückt, die Männer bekränzten ihren Kopf mit Lorbeer, die Frauen und Kinder hatten einander Blüten ins Haar geflochten. Sämtliche Pforten und Tore der Tempelmauer, durch die normalerweise nur ältere Menschen und wenige auserwählte eingelassen wurden, standen weit offen. Gemeinsam mit Jus Familie betrat ich den sonst verschlossenen Bezirk. Ju und seine Frau Junisuppa kannten ihn, und auch Panralfo, so hörte ich, hielt sich manchmal, trotz seiner jungen Jahre, in dem geheiligten Bereich auf. Hier vermittelte man ihm wie auch den anderen, die zugelassen waren, Weisheiten der höheren Art, und sie waren berechtigt, diese, eingebunden in Worte und Situationen des Alltags, weiterzugeben in einem Maße, das die Jüngeren zu erfassen in der Lage waren. Lehreinrichtungen wie Schulen oder Universitäten, so hatte ich von Jogu erfahren, gab es nicht. Die Wissensweitergabe, soweit sie angesichts des erstaunlich ausgeprägten Taktgefühls und der intuitiven Erahnung als notwendig angesehen wurde, geschah innerhalb der Großfamilie. Alleine schon aufgrund der mannigfaltigen „Berufe“ war dort vielfältiges Wissen vorhanden, das man mit den Jüngeren teilte. Den letzten Schliff erhielt die Wissensvermittlung durch die Anleitung der Priester, die eine Art pädagogische Ordnung in die Familien einfließen

ließen. Moral und Ethik, so bekam ich im Laufe der Gespräche heraus, vor allem abends beim Wein, wurden nicht gelehrt, ja waren, da jedem der hier lebenden Menschen angeboren, als eigenständige Fachgebiete nicht einmal bekannt. Allenfalls hatten die Priester hier bei den in ganz seltenen Fällen auftretenden diesbezüglichen Zweifelsfragen eine gewisse ordnende Funktion inne. Ihre Hauptaufgabe bestand in der stellvertretenden Verehrung des „Wesens“, dem die Welt ihr Entstehen verdankte und das der Erde alles Gute sandte.

Nachdem wir die Bäume jenseits der Mauer hinter uns gelassen hatten, tauchte vor uns ein weiter Platz mit den drei mächtigen Tempeln auf, jeder von ihnen eindrucksvoll und doch so verschieden von den anderen. Links lag ein weißliches Tempelgebilde, das mich sofort an eine Frauenbrust erinnerte, es wirkte auf mich weich, warm, wohlig, eben weiblich. Auf der anderen Seite stieß ein einem Phallus ähnelnder Bau in den Himmel, bläulich-transparent, fest, klar, glatt; hiermit sollte wohl das Männliche symbolisiert werden. Zwischen beiden Bauten erhob sich ein dritter Tempel, breiter und höher als die beiden anderen, der aussah wie eine senkrecht, mit der Spitze nach oben stehende Spiralmuschel oder ein hohes Schneckenhaus und in tausend Farben erglänzte.

Jogu erläuterte: „Der Brusttempel steht für das Behütende und Beschützende, Nährende und Erhaltende des ‚Wesens‘, wohingegen der männliche Tempel väterliche Ordnung, Macht und Gerechtigkeit darstellt.“

„Und das mittlere Bauwerk?“

„Es vereinigt die beiden Prinzipien in sich, ist weiblich und männlich in einem, zugleich übersteigt es beide und drückt ein Höheres aus.“

Allmählich ging mir ein Licht auf. „Jetzt verstehe ich, weshalb manche Hallen weiß sind, andere bläulich. Die einen dienen den eher weiblichen, feinsinnigen Berufen, wie den künstlerischen, wohingegen etwa die Mathematik, die als ein Ausdruck männlicher Eigenschaften gilt, in blauen Gebäuden geübt wird.“

Auf dem weiten Platz vor den Tempeln waren inzwischen zehntausende von Besuchern versammelt. Hatten sie sich auf dem Weg hierher vergleichsweise laut unterhalten, so redeten sie jetzt miteinander nur noch im Flüsterton. Gemeinsam warteten wir noch eine ganze Weile, bis auch die Letzten eingetroffen waren. Irgendwoher — der Bläser blieb unsichtbar — erklang auf einmal ein lautes Hornsignal, sofort verstummten sämtliche Gespräche, und eine ungewöhnliche Stille trat ein. Seltsamerweise ließ sich nicht einmal Vogelgezwitscher vernehmen.

Da der Boden sich zu den Tempeln hin absenkte und sie auf einer Plattform standen, die man über breite Treppen betrat, konnten wir trotz der vielen Menschen vor uns erkennen, wie aus den beiden äußeren Bauwerken in Zweierreihen bedächtig Geistliche schritten. Ich erkannte, daß die aus dem Brusttempel Hervortretenden Frauen waren, Priesterinnen, die mit elfenbeinfarbenen Gewändern bekleidet waren, wohingegen die männlichen Priester Blau trugen. Aus beiden Gruppen stieg ein vielstimmiger Gesang gen Himmel. Jetzt

vermischten sie sich in einer Weise, daß vor unseren Augen ein wechselndes Farbmuster entstand, dann trennten sie sich wieder, und die Frauen verschwanden im Inneren des Phal-lustempels, während die Männer die Brust betraten. Nach einer Weile kamen beide Gruppen wieder ans Tageslicht, vermengten sich erneut und verloren sich gemeinsam im mittleren Tempel, dem gewaltigen Schneckenhaus. Aus seinem Inneren hörte man weiterhin ihre geübten Stimmen erklingen, lauter sogar als vorher im Freien; es war, als ob die Mauern die Töne verstärkten.

Kaum war das Lied beendet, traten die Oberpriesterin und der Oberpriester heraus und forderten uns, das Volk, auf, es ihnen gleichzutun.

„Wir müssen uns jetzt leider trennen“, flüsterte Jogu mir ins Ohr. „Aber gleich werden wir beide wieder vereint sein.“

Die Frauen und Mädchen des Volks strebten dem linken Tempel zu, die Männer und Knaben dem rechten. Bald hatte auch ich die Mauer des blauen Gebäudes durchschritten. Langsam wanderte die Prozession der Männer im weiten Kreis durch den Raum. Hier war alles hell, klar, mit scharfen geometrischen Mustern verziert. Von oben herab ertönten Choräle.

In der Mitte des Raums stieg, wie von einem Scheinwerfer ausgehend, ein helles Licht vom Boden auf und nach oben in die Kuppel hinein. Zugleich strahlte das Licht nach allen Seiten aus, als wolle es die ganze Welt befruchten. In der Mitte dieses Strahls, der wie eine immaterielle Säule die Kuppel zu stützen und zu tragen schien, schwebte ein Priester! Er hielt

die Arme zunächst nach oben gestreckt, als wolle er etwas aus dem Himmel empfangen, dann wandte er sie der Gemeinde zu, wie um mit seinen Händen den erhaltenen Segen weiterzugeben, und dies wiederholte er immerzu, in einer ruhigen Bewegung.

Ich selbst fühlte während der wenigen Minuten des Rundgangs in mir größte geistige Klarheit und eine unfassbare innere Ordnung.

Nachdem alle Männer den männlichen, alle Frauen den weiblichen Tempel aufgesucht und wieder verlassen hatten, bewegten sich die Prozessionen in die jeweils anderen Tempel. Im Brusttempel durchzog eine Fülle von Lichtleitungen gewebeartig den Innenraum und vereinigte sich schließlich in einem breiten Kanal, der zum höchsten Teil des Gewölbes aufstieg. Von den Leitungen ging ein milchiges, diffuses, warmes Leuchten aus, in dem ich mich sogleich ungewöhnlich wohl und geborgen fühlte. Hoch oben im Lichtstrom schwebte eine Priesterin mit langem Haar und schien alle hier im Kreis Wandelnden mit weiten Gesten zu umarmen.

Auf dem Vorplatz sammelte man sich wieder und pilgerte sodann in den größten Tempel hinein. Ich nahm Jogu an der Hand. Über dem Eingangsbereich hing ein Schild, darauf stand in großen Lettern geschrieben: „Wir sehnen, Dich zu finden — nach oben soll'n wir winden. O steig herab von dorten, zu uns'ren runden Orten.“ Als wir eingetreten waren, umfing uns zunächst Dunkelheit. Mit Jogu folgte ich den vor uns Wandelnden in den Röhrengang, der in einer nach oben hin sich verjüngenden Spirale die Mauer entlang beständig

anstieg. Je höher wir bei unserer Wanderung kamen, um so heller wurde es, und um so klarer wie auch wohler, um so geordneter wie auch geborgener fühlte ich mich. Ganz oben schließlich betraten wir eine halbkugelförmig überwölbte Kammer. Hier schien das Licht am strahlendsten und wärmsten zugleich. Wie jetzt wieder nach unten gelangen? Durch den Gang drängten immer neue Verehrer nach. In der Mitte der Halbkugel befand sich im Boden ein großes Loch, auf das Jogu mich hinwies. Wir gingen ganz selbstverständlich darauf zu und sprangen hinein, denn ich war, woher auch immer, in diesem Augenblick vollständig überzeugt davon, es sei gut und richtig so und uns werde nichts zustoßen. Und tatsächlich, langsam schwebten wir, getragen von einer unsichtbaren Kraft, durch die Luft nach unten, bis wir schließlich sanft landeten.

Den mächtigen Raum in der Tempelmitte erleuchtete ein dämmeriges Licht, und es roch nach Rosen. Die hier bereits Angekommenen sangen gemeinsam mit dem Chor der Priester ein Lied, das sich ständig wiederholte: „Dank dir, dem Unbekannten“, und alle, die von oben herabschwebten und dazukamen, stimmten mit ein. Nach und nach verließen die Sänger den Tempel.

Im Freien trafen wir Ju und Junisuppa. Zu viert umrundeten wir den Großen Tempel, an dessen Rückseite einige Wohnungen und Säle angebaut waren. Was soll ich lange berichten über das Gespräch mit dem Oberpriester? Jogu und ich trugen unseren Heiratswunsch vor, Ju hingegen mahnte zu Behutsamkeit in dieser Angelegenheit; seine Ambivalenz war deutlich zu spüren, er liebte seine Tochter sehr und wollte

ihr natürlich jeden Wunsch erfüllen, andererseits sie aber auch vor möglichem Schaden bewahren. Er war sich meiner einfach nicht sicher, was sich allerdings in keiner Weise auf seine Gastfreundschaft oder seine Freundlichkeit mir gegenüber auswirkte. Junisuppa wiederum stellte sich auf Jogus und meine Seite, sie „fühle“, ich sei „in der rechten Ordnung“. Der alte Priester, von hagerer Gestalt, das Haupt umrahmt von langem, weißem Haar, schaute erst Jogu, dann mir tief in die Augen, was ich erstaunlicherweise nicht einmal als unangenehm empfand, dann verkündete er sein Urteil: „Christian und Jogu, wir sind uns sicher, Ihr beide seid passend zueinander, und Eure Verbindung wäre fruchtbar für die Menschheit, die die Rundungen bewohnt. Doch eine Regel, vor langer Zeit gegründet und selten nur angewandt, besaget, daß noch ein Hindernis zu überwinden sei vor der Einrundung eines Nichtrundungsgeborenen und seiner Heirat mit einer Eingeborenen: Drei volle Jahre müsset Ihr warten, um damit den Beweis der Ernsthaftigkeit Eures Wunsches, vor allem des Wunsches des Fremdherkunftigen, zu erbringen.“

„Drei lange Jahre? Entsetzlich!“ Jogu konnte ihr Erschrecken nicht unterdrücken.

Der Priester lächelte verschmitzt: „Ein anderer Beweisweg steht Euch offen: die Höhle der Versuchung. Doch vermögen wir nicht zu sagen, welcher Weg der schwerere sei.“

Offenbar wußte keiner aus der Familie von dieser Höhle, ich sah nur fragende Gesichter.

„Panralfo — ein naher Freund Eurer Familie, wie wir wohl wissen —, er kennet sie, die Höhle. Er soll Euch weisen.

Soviel nur sei Euch jetzt gesaget: Um Euer leibliches Wohl brauchet Ihr Euch dort nicht zu fürchten. Im Gegenteil.“

Mit dieser unverständlichen Andeutung verbeugte er sich vor uns; er hatte alles Erforderliche gesagt.

DER HUNDERTSTE TAG

Heute morgen verabschiedeten wir uns von Tau und den Seinen. Dank Pans hohem Ansehen bei dem Stamm der Kuruh hatte man uns über die Maßen gastfreundlich behandelt.

Sieben Tage sind es her, seit wir die Reise angetreten hatten. Damit erfüllte ich zum einen Pans Bitte, ihn doch einmal auf einem seiner Ausflüge zu begleiten. Zum anderen hatte er sich sofort bereit erklärt, mich zur Höhle der Versuchung zu führen. Selbstverständlich hatten Jogu und ich uns schnell für diese Lösung entschieden, denn drei Jahre bis zur Heirat zu warten, war uns beiden als unmöglich erschienen.

Als wir Pan, der wenige Tage nach der Verehrungsfeier von seiner damaligen Reise zurückgekehrt war, von dem Beschluß des Oberpriesters und unserem Höhlenwunsch berichteten, grinste er breit: „Ganz wie Ihr wollt ... Der Prüfung muß nur du, Christian, dich unterziehen. Für Rundungsgeborene wäre es keine Prüfung, und für Frauen ohnehin nicht.“ Mehr verriet er nicht.

Kurze Zeit später, nach herzlichem Abschied von der Familie, vor allem von Jogu, die mir mit Tränen in den Augen noch lange zuwinkte, brachen wir auf. Durch einen langen Gang, dessen Beginn und Ende versteckt hinter Büschen lagen und ohne Kenntnis ihrer Lage kaum zu finden waren, durchquerten wir den Vulkanrand, wobei Fackeln uns Licht spendeten. Anschließend mußten wir noch eine weite Strecke

durch felsige Gegend hinabsteigen, um ins bewaldete Tal zu gelangen. Am Waldrand schlugen wir unser erstes Nachtlager auf. Unterwegs hatten wir kaum miteinander gesprochen, am Lagerfeuer aber erzählte Pan begeistert von seinen Exkursionen in die Wildnis und seinen Erlebnissen bei den verschiedenen Volksstämmen. Ganz offensichtlich liebte er das Naturhafte, das Ursprüngliche, das Wilde.

Am nächsten Morgen, nachdem wir uns festere Kleidung angezogen hatten — unsere Blütengewänder würden dem zu durchquerenden Dickicht kaum standgehalten haben —, begannen wir unseren Weg durch den Urwald. Die Erfahrungen der folgenden Tage wären sicher für Naturforscher und Biologen berichtenswert gewesen, ich verzichte jedoch auf ihre Schilderung. Nach drei Tagen lichtete der Wald sich, die Vegetation wurde spärlicher, dafür kamen wir besser vorwärts, und am Morgen des vierten Tages trafen wir, am Rand der Steppe, auf Taus Stamm. Pan und Tau begrüßten einander aufs Herzlichste, und auch ich, als Pans Freund, wurde freundlich empfangen. Hier bei diesem Volk blühte Pan sichtlich auf. Nicht etwa, daß ich in Communio den Eindruck gehabt hätte, er fühle sich dort nicht wohl; aber hier wurde er noch lebendiger, scherzte, lachte viel und beteiligte sich an den Wettkämpfen der Männer. Wie ich bald von ihm erfuhr, hatte er Tau, mit dem er schon seit vielen Jahren befreundet war, zur Stellung des Häuptlings verholfen, indem sie beide den vorherigen Stammesführer, der ein schwacher Mann gewesen sein muß, vertrieben hatten.

Schon bald war ich mir im klaren über einige eminente Unterschiede zwischen den Bewohnern der Rundungen und den Kuruhs: dort, bei aller Nähe zur gezähmten Natur, eine hochentwickelte Zivilisation, hier wildes Leben, dort Friedensliebe, Höflichkeit, kindhafte Naivität, hier Kampf, Ehrgeiz, Triebhaftigkeit. Unter diesen „Wilden“ fühlte ich mich tatsächlich eher an meine alte Welt erinnert als in Communio.

Heute, nach dem Abschied, Weiterreise zur Höhle, die wir gegen Mittag erreichten. Pan hatte sie vor langer Zeit durch Tau kennengelernt, und beide hatten sie mehrfach aufgesucht, „um das zu erhalten, was ein Mann braucht, der im Lebenskampf bestehen will.“

Wir standen vor einem kargen Hügel; verborgen hinter Felsen lag der Eingang zu der Grotte.

„Von hier aus mußt du alleine weitergehen.“ Er reichte mir einen Beutel voller Dörrfleisch und getrockneter Früchte. „Und wenn du Durst bekommst: Drinnen wirst du Wasser finden.“ Dann wies er auf einen Holzhaufen in der Nähe. „Sobald du wieder herauskommst, entzünde ein Feuer, ich werde nicht weit von hier Schlangen beobachten und auf den Rauch achten. Viel Glück, sei tapfer!“ Damit schlug er mir seine kräftige Hand auf die Schulter, daß ich fast in die Knie ging, und verließ mich mit einem abscheulichen Grinsen.

Ich wandte mich dem Höhlenschlund zu. Was erwartete mich dort? Niemand hatte mir Genaueres gesagt. Pans Andeutungen ließen mich Gefahren vermuten, doch Zaudern half jetzt nicht weiter. Wenn es schlimm endete, dann sollte es eben so sein, besser immerhin als jahrelanges Warten.

Vorsichtig ging ich hinein. Zunächst umfing mich Dunkelheit, doch als ich zögernd einige weitere Schritte wagte, sah ich, daß der Felsstein leuchtete. Das Licht reichte aus, den Weg gut zu erkennen und möglichen Hindernissen auszuweichen. Der anfangs breite Gang wurde, als ich weiter eindrang, immer schmaler, bis ich schließlich Mühe hatte, mich hindurchzuzwängen. Doch hinter einer Wegbiegung mündete er plötzlich in einen weiten Tropfsteinsaal, der in tausend Farben funkelte und glitzerte, als bestünden die Wände aus lauter Kristallen, die von innen heraus leuchteten. In der Mitte des Saals schimmerte ein kleiner See, von dessen Oberfläche Dämpfe aufstiegen. Ich trat näher an ihn heran, um zu prüfen, ob das Wasser trinkbar sei. Auf einmal wurde ich furchtbar müde, sank zu Boden und verlor mein Bewußtsein.

Im Schlaf — oder in der Bewußtlosigkeit — meinte ich, Stimmen zu hören, helle Stimmen, dann hatte ich auf einmal den Eindruck zu schweben, schließlich fühlte ich mich wie weich gebettet. Allmählich erwachte ich. Als ich die Augen öffnete und den Kopf anhob, um zu sehen, wo ich sei, hörte ich hinter mir ein leises Kichern. Ich wandte mich um, konnte jedoch niemanden erblicken, nicht nur wegen des dämmerigen Lichts, sondern weil mir noch alles verschwommen erschien.

Daher schloß ich meine Augen für eine Weile und schaute mich dann erneut in der Höhle um. Diesmal sah ich deutlicher. Vor mir, nur wenige Meter entfernt, sprudelte eine Quelle aus einem Felsen, und dieser ebenso wie das Wasser

leuchteten. Um den Stein herum hatte sich ein Teich gebildet, der die nähere Umgebung erhellte. Die Wände des Raumes, in dem ich mich befand, konnte ich jedoch nicht erkennen, sie lagen im Dunkeln.

Ich selbst ruhte in einem Lager aus weichen Federn. Erst jetzt bemerkte ich, daß ich keine Kleidung mehr trug, sondern ganz nackt hier lag. Immerhin war es angenehm warm.

Wieder hörte ich, wie jemand kicherte. Diesmal kam es aus der Richtung der Quelle. Ich blickte genauer hin und sah ein Gesicht, das aber sofort wieder verschwand. Als ich aufstehen wollte, um nachzusehen, gelang es mir nicht, es war einfach zu anstrengend. Ich versuchte es nochmals, fiel jedoch erneut auf mein Lager zurück.

War ich krank, war ich erschöpft? Ich durchspürte meinen Körper und stellte fest, daß das Gegenteil der Fall sein mußte, denn alles an und in mir fühlte sich prächtig an. Ja, so, wie ich da lag oder saß, ging es mir ausgesprochen gut. Vielleicht sogar — zu gut? Meine Sinne waren wach, mein Verstand klar, mein Körper angenehm müde. Müde? Eher wohligh schlaff. Mich überkam leise der Verdacht, der sich im Laufe der nächsten Stunden bestätigen sollte, daß ich von Trägheit befallen worden war, körperlicher und — wie sich noch zeigen sollte — auch Willensträgheit.

Das Gesicht erschien erneut, und dann zeigte sich die Gestalt vollständig: ein junges Mädchen, nackt, etwa 18 Jahre alt. Doch sie war nicht alleine: Hinter ihr traten weitere Mädchen und Frauen hervor, alle unbekleidet, einige älter, andere jünger als die erste. Wie sie da so vor mir standen, sieben an

der Zahl, die vorderen bis zu den Knien, die hinteren bis zum Nabel im Wasser, alle mit hüftlangem Haar, mich bezaubernd, ja verzaubernd anlächelnd, kam mir sofort ein Gedanke in den Sinn: Nymphen — Wassernymphen — Quellnymphen. Sie faszinierten mich und zogen mich sofort mit einer mir unbegreiflichen Gewalt an. Gerne wäre ich aufgestanden, um ihnen so nahe wie möglich zu kommen, aber ich schaffte es nicht. Ihre Schönheit war geradezu sagenhaft, sie hatten wunderbare Figuren, ansprechende Gesichtszüge, bewegten sich geschmeidig, und — sie leuchteten mild, wie das Wasser und der Fels.

Langsam näherten sie sich mir, und bald schon standen sie dicht um mich herum und beugten sich über mich. Wenn nur dieses hinreißende Lächeln nicht gewesen wäre, ihm konnte ich nicht widerstehen. Dann geschah etwas, das mich gänzlich in Bann schlug: Sie begannen zu singen, mit geradezu überirdischen Stimmen. Doch anders als der Gesang in Communion, der befreite und erhöhte, fesselten mich die Stimmen der Nymphen, fesselten mich an sie, lösten in mir eine Sehnsucht aus, Sehnsucht nach ihnen, die unerfüllt blieb, unerfüllt bleiben mußte, die mich in einem Moment beglückte, im nächsten verstörte. Mein Verlangen nach diesen Mädchen, mein sinnenhaftes, sinnliches Begehren wurde durch ihren Anblick, ihre Melodien scheinbar befriedigt, um kurz darauf noch stärker geweckt zu werden, mich zu quälen, zu peinigen. Das Wechselbad der Gefühle, Glück und Unglück zugleich, wurde schließlich so heftig, daß mir die Sinne schwanden.

Sicher waren einige Stunden vergangen, ehe ich wieder erwachte. Ich spürte Hunger und Durst, blickte um mich, sah auf einem Teller Stücke von dem Fleisch und dem Obst, die ich mitgebracht hatte, daneben stand ein Becher voll Wasser. Ich aß und trank. Als ich satt war, erschienen aus dem Dunkel die Nymphen, nahmen das Geschirr weg und setzten sich um mich herum auf mein Lager. Dann begannen sie, mich ganz sanft zu streicheln, buchstäblich vom Scheitel bis zur Sohle. Ich kann gar nicht sagen, wie unendlich ich es genoß. Gerne hätte ich auch sie gestreichelt und ihre Körper gefühlt, konnte mich aber kaum bewegen, und so fand ich mich damit ab, von ihnen verwöhnt zu werden. Genießend schloß ich die Augen. Da drang an meine Ohren auch wieder ihr verführerischer Gesang voller Süße. Doch diesmal schien mir, sie hielten sich ein wenig zurück; vielleicht hatten sie vor Stunden, als ich in Ohnmacht gesunken war, bemerkt, wie sehr sie mich gequält hatten. Jetzt verlor ich meine Besinnung nicht, sondern sank sanft in den Schlaf.

Ein drittes Mal noch beschäftigten die Nymphen sich an diesem Tag mit mir — zumindest vermutete ich, daß noch kein neuer Tag begonnen hatte. Sie trugen mich in das Wasser, das sich angenehm warm anfühlte, und umschwammen mich dann, wobei sie mich sanft streiften. Lag es am Wasser, daß ich mich allmählich wieder bewegen konnte? Schon nach wenigen Minuten begann ich, nach den Nymphen zu haschen ...

Als ich nach Stunden des Wasservergnügens einschlief, sehnte ich mich danach, die Mädchen baldigst wiederzusehen.

DER 120. TAG

Wie lange noch sollte das währen?

Seit Wochen befand ich mich jetzt schon in dieser Höhle, ich wußte nicht, wann Tag war und wann Nacht, es interessierte mich auch nicht, ich aß kaum etwas und wurde immer hinfälliger, aber ich kam nicht los von den Nymphen, von der Begierde danach, sie zu sehen, zu hören, zu fühlen. Sie waren mein Leben, und sie waren mein Tod. Sie machten mich glücklich, und doch wurde ich täglich unzufriedener. Alle paar Stunden kamen sie zu mir, trugen mich ins Wasser, wo mein Körper wieder beweglich wurde, verwöhnten mich, dann wurde ich müde, sie brachten mich zurück zu meinem Lager, wo mich sofort wieder körperliche Trägheit befahl. Jeden Tag dachte ich daran, zu entfliehen, doch ich schaffte es nicht, mich aufzuraffen. Dabei war ich mir sicher, wenn ich nur genügend Willenskraft entwickelt hätte, dann hätte auch mein Körper mir wieder gehorcht und nicht einfach nur schlaff dagelegen. Aber gerade diese geistige Kraft brachte ich nicht auf, denn bei jedem Versuch mußte ich sofort daran denken, daß es dann vorbei wäre mit den Wasserspielen und dem Gesang, dem Streicheln und Küssen. Manchmal erfaßte mich geradezu Ekel wegen meiner Abhängigkeit von den Genüssen, die bei aller Süße doch keine richtige Erfüllung gewährten. Mag sein, daß es eine vollständige Erfüllung in unserem Erdenleben ohnehin nicht gibt. Aber es gibt Freuden, bei denen weiß man,

sie sind richtig und gut, es muß und darf so sein, und es gibt Sinnenräusche, die einen aus der Bahn werfen und in einen verhängnisvollen Sog hineinziehen. Man will dann mehr und nochmals mehr, doch innerlich, da wird man leer.

Wie oft hatte ich versucht, meinen Willen auf das Höchste anzuspannen, um mich zu befreien. Vielleicht war das die falsche Methode gewesen? Ich hatte auf einmal meine Begierde überwinden wollen, auf einen Schlag, ein für allemal. Doch es hatte nicht funktioniert.

Vor einigen Tagen, als ich erwachte, öffnete ich nicht meine Augen, sondern stellte mich weiterhin schlafend. Ich wollte in aller Ruhe zum Nachdenken kommen und nicht sogleich wieder verführt werden. In mir stieg die Frage auf, ob ich denn nicht mehr in der Lage sein sollte, mich zu ändern; sollte es mir tatsächlich nicht gelingen, mich loszusagen von der Trägheit, die mich hier umfing, mich zu lösen von den Begierden, deren Opfer ich geworden war? Mochten auch Kräfte von außen auf mich einwirken, so war es dennoch nicht ohne oder gegen meinen Willen geschehen. Ich selbst hatte immerhin zugelassen, daß mein Verlangen nach den Nymphen so mächtig zugenommen hatte, ich war also nicht gänzlich unschuldig an dieser Entwicklung. So nahm ich mir an dem Tag dieser Erkenntnis fest vor, mich nach und nach aus meiner Abhängigkeit zu befreien. Was mir hierzu Kraft gab, war der Gedanke an Jogu, zu der ich sobald als möglich zurückkehren wollte.

Dutzende Male warf ich, sobald die Mädchen wieder zu mir kamen, meine Vorsätze über Bord und erlitt Niederlage über Niederlage. Doch ich nahm den Faden wieder auf, und

so merkte ich, dank dem zähen Festhalten an meinem Ziel, daß ich mich langsam von der Verführung löste, und je mehr es geschah, desto beweglicher wurde mein Körper. Ich bemühte mich, dies die Nymphen nicht merken zu lassen, hatte aber den Eindruck, daß sie es irgendwie spürten, denn seitdem ich den Vorsatz gefaßt hatte, waren sie nicht mehr ganz so fröhlich und ausgelassen wie zuvor.

Heute, so hatte ich mir vorgenommen, wollte ich versuchen, den letzten Schritt zu tun. Als die Quellnymphen mich ins Wasser trugen, fiel mir gleich auf, daß sie kaum lachten. Vielleicht ahnten sie etwas. Ich vermied es, sie anzusehen, vor allem vermied ich es, in ihre Augen zu schauen. Als mein Körper im Wasser seine volle Bewegungsfähigkeit erlangt hatte, drehte ich mich einfach um, verließ den Teich, ergriff meine Kleidung und wollte hinauseilen, so lange meine Beweglichkeit noch anhielt. Der Gesang der Sieben verstummte plötzlich, und ich beging den Fehler, der mir beinahe zum Verhängnis wurde, noch einmal zurückzublicken. Da standen meine Nymphen und sahen mich mit derart traurigen Augen an, daß ich weich wurde und umkehren wollte. War es Zufall, daß in diesem Moment Jogus Haarlocke, die sie mir auf die Reise mitgegeben hatte, aus einer Tasche des Gewands herausfiel? Ich hob sie vom Boden auf und wußte, welches mein Weg war. Mit einem Ruck wandte ich mich um, achtete nicht auf das Gejammere der Mädchen, durchquerte einige Höhlensäle, fand zum Glück rasch den Gang nach draußen, zwängte mich in ihn hinein und folgte seinem Verlauf — hinaus in die Freiheit.

Als ich, geblendet von der Sonne, die frische Außenluft auf meiner Haut spürte und einatmete, erstarkte ich auch wieder, jedenfalls bis zu einem gewissen Grad, denn ich war abgemagert und fühlte mich geschwächt. Nachdem ich mich angezogen hatte, entzündete ich den Holzstoß und wartete.

Am Abend dieses Tages saßen Pan und ich am Feuer, wärmten uns und brieten das Fleisch einer Gazelle, die er mit einer Falle gefangen hatte. Wir wollten zunächst zwei oder drei Tage hier verbringen, bis ich wieder genügend Kräfte gesammelt hätte, und erst anschließend die Rückreise antreten.

Pan ließ sich von mir berichten und kam aus dem Lachen nicht mehr heraus. Ihm war es bei seinen Besuchen in der Höhle ähnlich ergangen; natürlich hatte er das Zusammensein mit den Mädchen genossen und sich gerne von ihnen verwöhnen lassen. Sein Hauptanreiz für diese Unternehmungen aber hatte darin gelegen, festzustellen, ob er, nachdem er sich ausreichend vergnügt hatte, genügend Willenskraft aufbrachte, um sich loszureißen. Das erstemal, so bekannte er mir, wäre er beinahe „draufgegangen“, so sehr sei er abgemagert; doch bei den Wiederholungen habe er dieses „Spiel“ bereits gekannt, der „Kitzel“ der Gefahr sei nicht mehr ganz so groß gewesen.

„Ich bin mir gar nicht sicher,“ — ausnahmsweise sprach er mal mit ernster Stimme — „ob es diese Wesen da drinnen wirklich gibt. Weißt du, Christian, ich glaube fast, das waren, so echt es wirkte, nur Träume oder Halluzinationen. Du erinnerst dich, die Dämpfe über dem See, und die Ohnmacht ...“

Vielleicht war es tatsächlich so gewesen, aber auch dies minderte kaum meine Gewissensbisse, die immer auftraten, wenn ich an Jogu dachte.

Es war mir ganz lieb, daß von nun an vor allem Pan erzählte, wobei er begeistert von seinen „frei lebenden Freunden“ schwärmte. Als wir uns zum Schlafen ins Zelt legten, gestand er mir, er sehne sich danach, auch in die Rundungen käme „ein bißchen mehr Schwung und Gefahr, statt des gleichförmigen, langweiligen Wohlergehens.“

DER 400. TAG

Sechs Monate lang waren Jogu und ich jetzt verheiratet, und ich hatte es nicht ein einziges Mal bereut. Ganz im Gegenteil, es freute mich tagtäglich, sie mit mir zusammen so glücklich zu sehen. Ich selbst fühlte mich deutlich jünger als noch vor einem Jahr.

Nachdem ich aus der Nymphenhöhle zurückgekehrt war, hatte ich beschlossen, mich nicht mehr einfach treiben zu lassen, sondern etwas zu tun, nicht für mich selbst, sondern für andere. Mir war schnell klar geworden, daß ich dies am besten durch die Ausübung meines Berufs als Schriftsteller könne. Hier, in dieser Welt, lag der besondere Reiz darin, daß ich mit meiner Tätigkeit kein Geld verdienen mußte; ich stand nicht unter dem Zwang des Broterwerbs, mußte mir nicht von Verlagen diktieren lassen, was ich abzuliefern hätte. Hier war ich frei von derartigen Bedingungen eines Schriftstellerlebens.

Doch was konnte ich den Menschen von Communio zumuten? Gerne hätte ich von meinem früheren Leben, meiner alten Welt geschrieben, diese — in Form von Romanen und Erzählungen — den anderen vorgestellt. Doch durfte ich das? Je länger ich hier lebte, um so zurückhaltender wurde ich mit meinen Berichten, denn ich befürchtete, damit die Reinheit und Unschuld dieser Menschen anzutasten und zu beschädigen. Sollte ich von Süchten schreiben, von

Tabak, Alkohol, Drogen, Spielsucht; sollte ich Morde und Kriege beschreiben? Wer weiß, was ich damit auf die Dauer angerichtet hätte. Welch ein Verbrechen hätte ich begangen, wenn ich durch meine Schriftstellerei andere zu Taten verführt hätte, die sie bisher nicht kannten! So war ich bemüht, mich soweit als möglich in die Welt dieser Menschen hineinzudenken, hineinzufühlen, hineinzuleben, um daraus dann Geschichten erstehen zu lassen.

Ich hielt mich auch zurück damit, ihnen Fertigkeiten zu vermitteln, die sie bisher nicht kannten. Hier lief alles so gut, daß es keiner großen „Neuerungen“ bedurfte. Man brauchte hier keine Maschinen, keine Technik, kein Geld, keine Börse, weshalb sie also damit konfrontieren? Vielleicht hätte es sie verdorben. Gelegentlich verriet ich ihnen die eine oder andere praktische Anwendung, wofür sie mir große Dankbarkeit erwiesen; ab und zu ließ ich sie an meinen wissenschaftlichen Kenntnissen teilhaben, z.B. über das Wetter oder über den Magnetismus. Jedesmal aber bangte ich, ob ich sie damit nicht aus einem Gleichgewicht brachte, ihr Weltbild oder ihr Bild vom Menschen änderte. Zum Glück faßten sie meine Hinweise immer so auf, daß ich den Eindruck hatte, es schade ihnen nicht. Tatsächlich setzten sie — trotz aller Dankesbekundungen — kaum etwas von dem, was ich ihnen vorstellte, konsequent in die Tat um, meistens war es für sie nur ein Spiel, an dem sie bald ihr Interesse verloren. Vielleicht nahmen sie — selbst bei vorübergehender äußerlicher Nachahmung — innerlich nicht auf, was ihrem Wesen nicht entsprach.

In besonderer Weise interessierten sie allerdings Gespräche über das „Wesen da oben“. Welche Beziehungen und Kontakte pflegte „meine Welt“ zu diesem Wesen, welche Erfahrungen und Erkenntnisse hatten wir Dortigen gesammelt, wie gestalteten wir unsere Verehrungsfeiern?

Als ich ihnen über das Schwinden des Religiösen unter meinen ehemaligen Mitmenschen berichtete, glaubten sie es mir zwar, aber sie staunten über „solch eine Dummheit“. Ich versuchte, ihnen zu erläutern, daß ein gemeinsames Lebensgefühl der Menschen einer Zeit, der „Zeitgeist“, den Glauben, ja sogar die Wahrnehmung des einzelnen beeinflussen, bestimmen, lenken könne, und daß nach meiner Einschätzung die Mehrheit der Menschen unterschiedlicher Zeitalter Zugang zu je unterschiedlichen Bewußtseinsdimensionen fände, wohingegen andere ihnen verwehrt blieben, aber meine Zuhörer lehnten es anscheinend innerlich ab, sich mit diesen Gedankengängen zu beschäftigen, es war unwichtig und bedeutungslos für sie.

Als ich ganz nebenbei einmal von Weihrauch sprach und von den Wohlgerüchen, die nach oben aufstiegen, überschlugen meine Bekannten sich fast vor Begeisterung und sprachen immer wieder von diesem „Duft der Erhebung“. Schließlich, um ihnen eine Freude zu bereiten, machte ich mich auf die Suche nach einem Baumharz, das bei der Verbrennung ähnlich roch wie Weihrauch-Harz. Meine Suche sollte tatsächlich nicht erfolglos bleiben. Bei der nächsten Verehrungsfeier wollte man Wohlgeruch gen Himmel steigen lassen.

Eine Fülle neuer Erkenntnisse gewann ich dadurch, daß ich so ziemlich alle Berufs- und Interessengruppen aufsuchte, die es in Communio gab, von einfachen Fußknödelherstellern bis hin zu den Astronomen und den Metaphysikern, so daß ich etliche Werkstätten und Berufshallen kennenlernte. Diese Besuche unternahm ich aus eigenem Antrieb, aber auch auf Wunsch vieler Personen, die von mir, dem Menschen aus der anderen Welt, gehört hatten und nun neugierig auf mich waren. So wurde ich also von Gruppe zu Gruppe herumgereicht, was meinen eigenen Wünschen durchaus entgegenkam. Manchmal begleitete mich Jogu oder auch ein Mitglied ihrer Familie, in deren Haus wir beide noch wohnten.

Ich staunte immer wieder, auf welche Fähigkeiten und Begabungen ich traf und welche Kunstfertigkeiten sich in Communio entwickelt hatten. Viele waren eher geistiger Natur, wie etwa die musikalischen Dichtungen oder die mathematischen Spiele, bei anderen verband sich das Geistige mit dem Materiellen, wobei ich vor allem an die Klangskulpturen, aber auch an die Speisediskussionen denke.

Bei Kunst, Wissenschaft, Handwerk kam es in keiner Weise auf das Neue an, auf den Fortschritt. Wenn man etwas anscheinend noch nicht Dagewesenes schuf, beruhte es auf Abwandlungen, auf andersartigen Verknüpfungen, und wurde keineswegs als etwas Besonderes, Hervorgehobenes und Erstrebenswertes angesehen. Dennoch trat keine Langeweile auf, denn dank der immer „neuen“ Variationen haftete jeder neugeschaffenen Skulptur, jedem neuen Vers, jeder neuen Schlafpelle der Reiz des Besonderen an; Massenware gab es

nicht. Alles besaß eine Leichtigkeit, als sei es spielerisch hervorgebracht worden, obgleich innerer Antrieb Ursache der Leistung war. Freude und Pflicht fielen hier zusammen.

Jogu und ich beschlossen, Reisen zu anderen Rundungen zu unternehmen, weil wir die „Welt“ kennenlernen wollten, und nicht zuletzt erhoffte ich mir von den neuen Eindrücken Anregungen für meinen Beruf. Ebenso wie viele andere jüngere Einwohner von Communio hatte Jogu, abgesehen von einigen Bußgängen in die Wildnis, noch niemals die Stadt verlassen; meist geschah solches nur bei der Auswanderung in eine andere Rundung oder bei — seltenen — Besuchen bei Angehörigen. Einige wenige Menschen nur waren — von Berufs wegen — häufiger unterwegs, wie etwa Panralfo oder auch die Wanderpriester. Als ich Jogu meinen Wunsch vortrug, mit ihr zusammen andere Städte zu erkunden, stimmte sie sogleich begeistert zu.

„Du bist lebhafter als Deine Eltern und Deine Geschwister, Jogu, darüber habe ich mich schon öfter gewundert.“

„Vermutlich hängt das mit meiner Urgroßmutter zusammen, der ich in mancher Hinsicht ähnlich sein soll, wie ich von meinem Vater weiß. Hatte ich dir noch nicht von ihr erzählt? ... Übrigens, sie stammte nicht aus den Rundungen.“

„Also aus der Wildnis?“

„Das konnte mir niemand sagen. Sie tauchte auf einmal hier auf, und mein Urgroßvater verliebte sich in sie. Sie muß ihn durch ihre muntere und lebendige Art fasziniert haben.“

Heute morgen brachen wir zu unserer ersten Reise auf. Vom Untergeschoß des Reisehauses gingen die Tiefengänge

ab, die in unterschiedliche Richtungen führten. Wir betraten den nördlichen. Entsprechend der Anweisung auf einer Tafel nahmen wir ein kopfgroßes Stück der roten Biomasse aus einem wannenförmigen Behälter, legten es auf den Boden und stellten uns darauf. Sofort dehnte es sich aus, bildete eine Art Matte unter uns und begann, den Gang entlang zu rutschen, so daß wir bald mit dreifacher Gehgeschwindigkeit vorwärts glitten. Jogu erläuterte mir die Funktionsweise der „gleitenden Teppiche“: Die Böden der Gänge waren mit einem Stoff beschichtet, dessen Haare sich sehr schnell kreisförmig bewegten; die Unterseite der Matte, ebenfalls mit bewegten Haaren ausgestattet, griff diese Bewegung auf, verstärkte sie und setzte dadurch den Teppich in eine halb schwebende Vorwärtsbewegung. Ich mußte an Luftkissenboote denken.

Die Gänge, vor „langer, langer Zeit“ gegraben, waren etwa zwei Meter hoch und ebenso breit; Decken und Seitenwände leuchteten schwach, dank fluoreszierender Moose. Durch ein Röhrensystem gelangte ständig Frischluft herein. Mir fiel auf, daß unser Gang sich zunächst leicht nach unten neigte. Nach ungefähr vierzig Minuten ging es dann waagrecht weiter, und gegen Ende der Fahrt folgte ein kaum spürbarer Anstieg.

Die ersten beiden Stunden unterhielten Jogu und ich uns sitzend. Ich fragte sie dabei auch, warum dieses Transportsystem nicht an der Erdoberfläche genutzt werde.

„Aber weshalb denn? Es ist dort doch nicht erforderlich. Möchtest du etwa die schönen Spaziergänge unter Bäumen missen?“

Sie hatte recht: Die fruchtbaren Krater-Hochebenen mit einem Durchmesser von vielleicht zehn, zwölf Kilometern ließen sich gut zu Fuß bewältigen. Größere Materialmengen wurden meist in sich selbständig bewegenden hohlen Rollen und Kugeln transportiert — ein Anblick, der mich beim erstenmal überrascht, an den ich mich inzwischen aber gewöhnt hatte.

Jogu und ich waren müde geworden. Die Fahrt sollte einige Stunden dauern, ohne daß etwas Interessantes zu sehen wäre, und so konnten wir uns ein Nickerchen gönnen. Kaum hatten wir uns hingelegt, dehnte der Teppich sich auch über uns aus und hüllte uns angenehm ein. Wir schliefen sehr lange und erwachten erst wieder, als wir in der Ferne einen hellen Punkt erkennen konnten, der immer näher kam und sich schließlich als der erleuchtete Raum am Ende des Ganges herausstellte, gleichsam als unser Zielbahnhof. Hier stiegen wir vom Teppich, der sich sogleich zu einer Kugel zusammenballte, die wir zu der übrigen Biomasse in den „Teppichtrog“ legten, wo sie mit dieser verschmolz und neue Energien sammeln konnte.

Als wir aus dem Reisehaus traten, sahen wir, daß Intra-Muros Communio deutlich ähnelte, wengleich wir vielfältig abgewandelte Gebäude erblickten. Doch dies kannte ich aus unserer Heimatstadt, wo kein Bauwerk vollständig einem anderen glich. Die Blütenkleidung der hiesigen Anwohner spielte mehr ins Blaue und Violette, wohingegen die Bewohner bei uns zu Hause Gelb und Rot bevorzugten; somit waren wir auf den Straßen als Ankömmlinge aus einer anderen Rundung zu erkennen.

Es dauerte nicht lange, da kam ein älteres Ehepaar auf uns zu und bot uns an, für die Dauer unseres Aufenthalts, „wie lange dieser auch währen möge“, Gäste ihres „bescheidenen Hauses“ zu sein. Wir nahmen dankend an, erhielten in „Fünfbirkenpark“ auch sogleich unsere Paar-Bettstelle zugewiesen, wurden mit neuer Kleidung ausgestattet und saßen bald darauf mit der gesamten Familie beim Abendessen. Unter Bäumen erzählten wir bei Wein, den man uns reichlich einschenkte, Ereignisse aus Communion, und in der Dunkelheit beteiligten wir uns am Singkreis, wobei wir uns unbekannte Lieder kennenlernten. In den kommenden Tagen und Wochen, so hatten wir uns vorgenommen, wollten wir uns die Rundung genauer anschauen, mit Künstlern, Wissenschaftlern und Handwerkern sprechen, und sobald in uns das Gefühl aufstiege, nun sei es an der Zeit, etwas anderes zu unternehmen, entweder die Reise fortsetzen, dabei vielleicht auch die Rundung aufsuchen, wo Jogus Tanten wohnten, oder aber nach Communion zurückkehren.

Als ich in dieser Nacht einschlief, hörte ich eine flehende Frauenstimme, die mehr aus meinem Inneren zu kommen schien als von außen: „Christian, bitte wach wieder auf!“ Es klang verzweifelt. Sogleich wurde ich wach und wandte mich an Jogu: „Hast du mich eben gerufen?“

Jogu sah mich besorgt an, schüttelte dann den Kopf — diese Gebärde hatte sie von mir gelernt: „Du hast wohl geträumt ... oder geht es dir nicht gut?“

DER 4600. TAG

An dem Morgen, als wir auf das Grab von Ju und Junisuppa frische Blüten streuten — Jogu litt immer noch unter dem Tod ihrer Eltern, die vor einem Jahr kurz hintereinander gestorben waren —, bebte die Erde in Communion zum erstenmal. Es war nur ein leichtes Beben, das keinen nennenswerten Schaden anrichtete. In den folgenden Tagen kam es wiederholt zu leichten Erschütterungen, die mich persönlich nicht weiter beunruhigten, da ich ein starkes Beben in dieser Gegend aufgrund meiner geologischen Kenntnisse und der alten Berichte des Volkes für eher unwahrscheinlich hielt. Was mir mehr Sorgen bereitete, war die zunehmende Wärme des Bodens. Doch nach wenigen Tagen stellte sich der Normalzustand wieder her, die Temperaturen sanken, und die wenigen noch folgenden Nachbeben brachten mich nicht aus der Ruhe.

Anders verhielt es sich mit der eingeborenen Bevölkerung. Sie wurde von Tag zu Tag nervöser, und als sie von Boten aus anderen Rundungen erfuhr, daß auch dort die Erde bebte, geriet das ganze Leben durcheinander.

Auf den großen Plätzen riefen Menschen zu Bußgängen auf, und schnell fanden sich Büssergruppen zusammen. Die Priester, die von allen die größte Gelassenheit bewahrten, versuchten, die Bevölkerung zu beruhigen, doch ihre Stimme drang bei der allgemeinen Aufregung kaum durch. Auch ich

hatte große Mühe, die Familie und die Nachbarn zu einem vernünftigen Verhalten zu bewegen, obgleich Jogu, die mir vertraute, mich bei meinen Appellen unterstützte.

Panralfo, der am dritten Tag der Beben gerade von einer Reise zurückkehrte und dem ich sogleich ansah, daß er nicht die geringste Angst verspürte, stellte sich zu meiner Verwunderung an die Spitze der Bußprediger und rief die gesamte Bevölkerung dazu auf, ihm zu folgen und in die Wildnis zu ziehen; nur dort werde man überleben, ja könne dort erst lernen, das Leben auch in Gefahren zu bewältigen. Vor allem unter der Jugend fand er damit zahlreiche Anhänger, wohingegen die Alten sich eher an die Legende hielten, daß bei einem ähnlichen Fall vor langer, langer Zeit gerade diejenigen gerettet worden waren, die in den Rundungen geblieben waren.

Ich konnte es mir nur durch die allgemeine Panik erklären, daß sich zwei Parteien bildeten, die gegeneinander auftraten, wobei es sogar zu Handgreiflichkeiten kam.

Die Priester warfen all ihr Ansehen in die Waagschale, um Schlimmeres zu verhüten. Ich versuchte, sie zu unterstützen, wo ich nur konnte, wenngleich mein Einfluß nur gering war. Auch bemühte ich mich, Pan zur Vernunft zu bringen; Panikmache würde jetzt am wenigsten helfen. Er wiederum wollte mich für seine Pläne gewinnen. „Wir beide, du und ich, könnten das Volk gemeinsam leiten. Stell dir vor, wir als Führer an ihrer Spitze, wenn wir sie mit dem wirklichen Leben bekanntmachen und Bewegung in diesen müden Haufen bringen!“

Ich lehnte ab. Der Machttrieb war mir immer schon fremd gewesen.

Pan schaute mir lange in die Augen. „Ich dachte, wir sind aus dem gleichen Holz geschnitzt. Zumal ... wir beide aus derselben Zeit stammen. Sag bloß, du hast es noch nicht bemerkt?“

Jetzt wurde mir einiges klar. Wo hatte ich nur meine Augen und Ohren gehabt? Doch ich ließ mich nicht aus der Fassung bringen: Auch die gleiche Herkunft konnte keine Solidarität in mir hervorrufen.

Als Pan merkte, daß ich mich ihm nicht anschließen würde, wandte er sich von mir ab und ging davon. Nach wenigen Metern blieb er stehen und drehte sich noch einmal zu mir um: „Christian, stell dich mir nicht in den Weg!“ Nach dieser Warnung verschwand er, der bisher mein Freund gewesen war, endgültig.

Heute waren drei Wochen vergangen, seit die Erde zum letzten Mal gebebt hatte. Erstaunlich, wie schnell die Menschen sich — nach der allgemeinen Aufregung und Panik — beruhigt hatten und der Alltag wieder zurückgekehrt war. Ich sah es in der Familie, auf der Straße, in den Hallen: Bei den meisten war die Angst verschwunden, man lachte wieder wie früher. Es war nicht etwa so, daß man die Beben, die Erderwärmung, die Panik vergessen hätte; aber man verwandelte die Erinnerung schon jetzt, so kurze Zeit nach dem Ereignis, in Erzählungen und Geschichten, die Legendenbildung setzte ein.

Einen großen Verlierer gab es: Panralfo. Nachdem die Beben dauerhaft aufgehört und Alt wie Jung ihre Ruhe wieder-

gefunden hatten, war kaum einer mehr daran interessiert, sich ihm anzuschließen und ihm in die Wildnis zu folgen; fast alle fielen ab von ihm. Aber es gab eine Gruppe, die sein Verhalten nicht vergaß und es ihm nach wie vor übel nahm: die Priesterschaft, deren Liebling er einst gewesen war. Er hatte das Volk gegen sie und die Vernünftigen, Besonnenen aufzuwiegeln versucht, und dies konnte sich wiederholen. Ich hatte wirklich den Eindruck, daß die Priester nicht aus gekränkter Eitelkeit handelten, sondern ausschließlich zum Wohle des gesamten Volkes, aber ich konnte natürlich nicht ausschließen, daß den einen oder anderen Panralfos Agitationen persönlich getroffen hatten. Wie auch immer: Heute sollte über sein weiteres Schicksal entschieden werden. Auf dem großen Tempelplatz versammelte sich das gesamte erwachsene Volk, um abzustimmen, ob Pan noch weiter Bürger von Communio bleiben dürfe. Die Meinung der Geistlichen war allgemein bekannt geworden, doch sie selbst enthielten sich der Stimme. Da die Priesterschaft hoch geachtet war, entschied das Volk durch Handzeichen mit großer Mehrheit gegen Pan.

Das bedeutete, er mußte die Rundung verlassen, wurde aus ihr ausgestoßen. Alles geschah nun ohne Gewalt. Pan wurde nicht der Lächerlichkeit preisgegeben, nicht grob hinausgeworfen. Man übersah ihn von jetzt an einfach, und man vertraute darauf, er werde Communio innerhalb kurzer Frist den Rücken kehren. Seine Freunde, die mit ihm noch sprachen, wurden deswegen keineswegs schief angesehen. Doch er selbst legte keinen Wert auf große Abschiedsszenen, vermied

die Begegnung mit Jogu und mir, und schon nach wenigen Stunden, so berichtete uns ein Bekannter, habe man gesehen, wie er sich auf den Weg in die Wildnis begeben habe.

DER 4700. TAG

Nie hätte ich gedacht, es überhaupt für möglich gehalten, daß hier derartiges geschehen könnte. Doch es trat ein.

Es begann damit, daß vor wenigen Tagen jemand aus einer zurückgekehrten Pilgergruppe berichtete, man sei in der nahen Wildnis auf noch nicht ganz erkaltete Feuerstellen gestoßen. Das mußte bedeuten, in der Nähe unseres Kraters hielten sich Menschen auf, die nicht zu Communio gehörten und auch nicht zu den anderen Rundungen, Wilde also, denn Bußpilger errichteten keine Lagerfeuer. Ein solcher vorübergehender Aufenthalt dieser Naturvölker in der Nähe der Krater kam zwar selten vor, aber immerhin, er kam vor. Und so machten wir uns keine weitere Gedanken darüber.

Ein gestern hier eingetroffener Büsserzug verursachte dann aber doch einige Aufregung. Die Bußgänger hatten beobachtet, daß etliche Wilde an der Nordseite des Kraters ihr Lager aufgeschlagen hatten. Doch noch dachte niemand ernsthaft an Schlimmeres. Niemals, so weit man zurückdenken konnte, hatte es Konflikte zwischen den Kraterbewohnern und den Menschen „da draußen“ gegeben. Vielleicht wollten sie freundschaftlichen Kontakt aufnehmen? Gesprächsstoff gab es jetzt genug.

Heute morgen dann traf eine Abordnung der Wilden in der Stadt ein und ging stracks Richtung Zentrum. Als ich davon hörte, legte ich alles nieder und eilte zur Stadtmitte.

Wie hatten die Wilden den Eingang zum Krater, der doch so versteckt lag, finden können? Auf einem großen Platz, wo sich bereits viele Menschen versammelt hatten, traf ich auf die Boten. Da beantwortete sich meine Frage von selbst, und auch einiges andere wurde mir klar: Mitten unter ihnen befand sich Panralfo. Als er mich sah, gab er mit herrischer Geste ein Zeichen, und alles schwieg. Es schien, als hätte er auf mich gewartet.

Pan erhob seine Stimme: „Christian“, sprach er mich an, so laut, daß alle ihn hören konnten. „Christian, du weißt, was Krieg bedeutet: Menschenschlächterei. Dir brauche ich nichts weiter zu erklären, du solltest dich nur ein wenig an dein früheres Leben in der alten Heimat erinnern.“ Er legte eine Pause ein. „Wir bringen Euch den Krieg, wenn Ihr nicht auf uns hört. Und du weißt, Christian, Euer ganzes schlafes Volk ist meinen Freunden, die körperlich bestens geübt sind, hoffnungslos unterlegen. Es wird, wenn Ihr Euch gegen uns stellt, ein massenhaftes Blutvergießen geben.“ Er verstummte.

Ich war der Angesprochene, ich mußte antworten. „Was wollt Ihr?“

„Ganz einfach: Ihr, die Bewohner von Communio, unterwerft Euch uns!“ Er grinste. „Wir: meine Freunde, die Ihr so abfällig als die ‚Wilden‘ bezeichnet, und ich, wir sind fortan Eure Herren.“

Mit anderen Worten, er wollte uns alle, die wir hier lebten, versklaven. Was konnte in solch einer Situation ich einfacher Mensch machen? Und doch war möglicherweise ich,

der aus einer unbarmherzigeren Zeit stammte, der einzige, der annähernd ermessen konnte, was uns drohte.

Angesichts der Verantwortung, die mir da übergestülpt wurde, war ich nahe daran, zusammenzubrechen. Ich hatte große Mühe, einigermaßen die Haltung zu bewahren und nicht einfach davonzulaufen. Es fiel mir sehr schwer, jetzt einen klaren Gedanken zu fassen. Nur eines kam mir in den Sinn: Wir mußten Zeit gewinnen. „Du weißt, Panralfo, daß ich das nicht entscheiden kann. Hier gibt es keinen Alleinherrscher. Darüber müssen wir alle beraten und befinden.“

„Bis morgen abend wollen wir eine Antwort. Sonst herrscht Krieg!“

Damit zog er mit seinen Freunden ab.

Was war jetzt zu tun? Ich überlegte fieberhaft: Zum Volk zu sprechen, hatte keinen Zweck, was hätte ich auch sagen sollen? Am besten wäre, sich jetzt mit einigen wenigen, die den größten Sinn für „Realitäten“ besaßen, zu beraten. Das schienen mir, nach meinen inzwischen langjährigen Erfahrungen hier, die Priester zu sein. Seit den Tagen des Bebens hatten wir des öfteren Kontakt miteinander gehabt, uns dabei auch über viele Dinge meiner „alten Welt“ unterhalten und voneinander zu lernen gesucht. Während ich noch nachdachte und dabei unter dem Druck der Menschen ringsum stand, die mich ängstlich und erwartungsvoll anschauten, traten einige aus der Geistlichkeit, die sich unter der Menge befunden hatten, auf mich zu. Sie baten mich, mit ihnen zu kommen, und führten mich in den Tempelbezirk. Einige blieben zurück, um die anderen Menschen, die Pan gehört

hatten, zu beruhigen. Auf unserem Weg in den geheiligten Bezirk schwiegen wir alle, um uns ein wenig zu sammeln und unsere Eindrücke zu ordnen.

Die Krisensitzung fand, unter dem Vorsitz des neuen Oberpriesters, im „männlichen“ Tempel statt, wo unsere Gedanken zu höchster Ruhe und Klarheit fanden, und wo ich auch neuen Mut faßte.

„Wie, verehrter Christian, schätzt Ihr die Lage ein?“ Der Oberpriester kam sofort zur Sache und sah von überflüssigen Höflichkeitsbezeugungen ab.

„Panralfo und das Volk der Kuruh meinen es ernst. Ich kenne sie. Und was Krieg und Sklaverei bedeuten, wissen Sie, ich habe davon erzählt.“

„Krieg ist nicht unsere Sache: Wir können es nicht, und wir wollen es nicht. Wenn wir also nicht in der Lage sind, sie zu überzeugen: Sollten wir dann ihrem Willen entsprechen? Uns alle diesen Barbaren preisgeben? Sklaverei — oder Tod?“

„Glauben Sie mir: Niemand wird Pan überzeugen können. Ich habe den Zorn in seinen Augen gesehen und bin mir sicher, er handelt aus einem Antrieb heraus, den man in meiner Welt ‚Rache‘ nannte. Er will sich an den Menschen von Communio rächen, weil er ausgestoßen wurde.“

„Danke, Christian. Wenn Ihr es saget, wird es so sein. Doch wo ist Hilfe?“

Ich spürte, daß trotz des erhebenden Ortes Resignation die Priester befiel.

Mir kam gerade ein Gedanke. „Vielleicht gibt es doch eine Rettung aus der Not ... vorläufig.“ Einige Priester schauten

dankbar nach oben. „Aber wenn wir diesen Weg gehen, werden wir alle Opfer bringen müsse, große Opfer.“

DER 4701. TAG

Gleich nach meinem Gespräch mit den Priestern am gestrigen Vormittag und der Unterbreitung meines Vorschlags, der allerdings nur unter Verzicht auf die Einbindung der gesamten Bevölkerung verwirklicht werden konnte, schickte der Oberpriester Boten zu den Handwerkern, von denen er wußte, daß er ihnen vollkommen vertrauen konnte und sie nicht etwa Freunde Panralfos seien, die unser Vorhaben möglicherweise verraten würden. Schnell war ihnen der Plan erklärt worden, und schon wenige Stunden darauf hatten sie ihre Vorbereitungen getroffen. Zum Glück kehrte am Nachmittag die letzte Büssergruppe, die sich noch in der Wildnis aufgehalten hatte, nach Communio zurück. Am frühen Abend hatten die Handwerker ihre Arbeit bereits beendet und sämtliche Gänge, die den Krater mit der Außenwelt verbanden, zum Einsturz gebracht. Dies würde unsere Feinde — denn als solche mußten wir Panralfo und die Seinen nun betrachten — zwar nicht daran hindern, die Stadt früher oder später zu erobern, entweder durch Freiräumung der Zugänge oder durch das Überklettern der steilen ringsum laufenden Felswände, aber nach meinen Berechnungen würden sie dafür mindestens zwei oder drei Tage benötigen.

Jetzt erst durfte der Plan der Gesamtbevölkerung bekanntgegeben werden, damit er nicht etwa — absichtlich, durch Verrat, was aber eher unwahrscheinlich war, oder unabsicht-

lich — durch die Außengänge hindurch den Angreifern zur Kenntnis kommen konnte. Alle Bewohner bat man, sich auf den Abschied von ihrer Heimat und auf eine Reise vorzubereiten, wozu sie sich, manche allerdings erst nach längeren Diskussionen, glücklicherweise auch bereit erklärten. Zugleich sandte man Boten durch die Tiefengänge in alle Rundungen, um deren sämtliche Bewohner von der Situation in Communio zu unterrichten und zugleich zu einer Konferenz in Intra-Muros einzuladen. Weiterhin spornte man die Hersteller der „Schwebenden Teppiche“ zu Höchstleistungen an.

Heute morgen begann dann die Evakuierung der Rundung. Wir wußten, die anderen Städte würden mittlerweile Anstalten treffen, die vielen Bewohner von Communio bei sich aufzunehmen. Gegen Abend des heutigen Tags war schon die Hälfte der Einwohnerschaft auf große Fahrt geschickt worden, vor allem die Älteren, die Schwächeren und die Kinder mit ihren Müttern, morgen sollten die Kräftigen folgen. Hoffentlich hatten alle die Stadt geräumt, ehe die Horden einbrechen würden!

Als Jogu und ich uns erschöpft hinlegten — sie hatte sich heute vor allem um die Reisevorbereitungen unserer Familie gekümmert —, schliefen wir zum Glück sofort ein. In der Nacht träumte ich unruhig, sah Feuer, hörte schreckliche Schreie, konnte aber nichts genau erkennen. Schweißgebadet wachte ich am Morgen auf.

DER 4703. TAG

Als gestern die Sonne unterging, räumten die letzten Stadtbewohner Communio. Obwohl ich Jogu inständig gebeten hatte, den Ort so bald als möglich zu verlassen, bestand sie darauf, sich nicht ohne mich in Sicherheit zu bringen. Sie sei nicht Mutter von Kindern, daher gehöre sie ausschließlich an die Seite ihres Mannes. Unmittelbar nach uns beiden bestiegen die Handwerker, die bereits die Zugänge zum Krater hatten einstürzen lassen, mit ihrem schweren Werkzeug die letzten Reiseteppeiche.

Wir hatten es also geschafft und waren schneller gewesen als die Wilden; jetzt konnten sie uns nicht mehr einholen! Vorerst jedenfalls.

Heute morgen langten Jogu und ich in Intra-Muros an. Die Nachhut der Handwerker leistete in allen Tunneln ganze Arbeit: Die Männer ließen sie an mehreren Stellen einstürzen und verschlossen zugleich die Luftlöcher in der Nähe der Einsturzstellen. Da sie sich dazu Zeit lassen konnten, würde es den Wilden, wenn überhaupt, allenfalls in langer Arbeit gelingen, die Gänge wieder freizulegen. Unsere Idee war gewesen, das Zerstörungswerk nicht etwa an ihrem Beginn, sondern erst kurz vor den Zielen durchzuführen. Sollten die Wilden uns also auf diesen Wegen folgen, würden sie dadurch viel Zeit verlieren und letztlich ergebnislos wieder umkehren müssen.

Was würden sie dann wohl unternehmen? Wie ich Pan kannte, würde er sicher nicht einfach aufgeben, sondern vielmehr alles daransetzen, seine Rachegeleüste zu befriedigen, daher würden er und die Seinen sich ihren Weg durch die Wildnis zu einer anderen Rundung bahnen, wenn sie nicht sogar mehrere oder alle Städte würden versklaven wollen, und vermutlich wäre ihr erstes Ziel Intra-Muros, da diese Stadt am nächsten bei Communio lag, doch konnten wir nicht ausschließen, daß sie sich zunächst ein anderes Ziel aussuchen würden.

Die Wege durch die Urwälder waren beschwerlich, wir hatten mindestens zehn Tage Zeit, ehe Panralfo und die Seinen eine der Städte angreifen würden. Dennoch waren wir genötigt, uns baldigst darüber zu verständigen, was nun weiter zu geschehen habe. Die ersten Delegationen aus anderen Rundungen waren bei unserer eigenen Ankunft in Intra-Muros bereits eingetroffen, die anderen erwartete man bis zum heutigen Nachmittag.

Mit Jogu diskutierte ich, was am besten zu unternehmen sei, um den Stadtbewohnern zu helfen. Mit geeigneten Maßnahmen konnte man vielleicht für eine Zeitlang das Eindringen der Wilden verhindern. Aber früher oder später wäre ein Kampf wohl unumgänglich. Wenn wir dann nicht vorbereitet wären ... Ich mochte mir unser zukünftiges Schicksal gar nicht ausdenken. Die größte Schwierigkeit bestünde wohl gar nicht darin, den Menschen das Kämpfen beizubringen — es kam ja nicht nur auf Übung und Geschick an, sondern vor allem auf kluges Vorgehen, auf intelligente Taktik. Das größte

Hindernis einer Verteidigung lag darin, dieses Volk von der Notwendigkeit der Gegenwehr zu überzeugen! Diese Menschen waren friedliebend, wollten allen nur das Beste und würden sich vielleicht eher versklaven lassen als zu kämpfen.

Sogar Jogu wehrte sich lange, ehe sie meiner Ansicht zustimmte. Letztlich überzeugte sie, daß es ein Verbrechen gegen das eigene Volk sei, dieses nicht vor ungerechten Angriffen anderer zu schützen; selbst dann, wenn Menschen verletzt oder getötet wurden. Gemeinsam bemühten wir beide uns nun, andere für unsere Überzeugung zu gewinnen. Wir hatten dabei nur geringe Erfolge zu verzeichnen.

Gegen Abend, als auch die letzten Abgesandten der Runden eingetroffen waren, begann die Konferenz. Die anwesenden Männer und Frauen zeigten sich weitgehend hilflos, und als ich meine Meinung vorgetragen hatte, diskutierten sie viel, kamen aber zu keiner Entscheidung. Krieg, Angriff, Verteidigung: Das waren für sie Begriffe, mit denen sie kaum etwas anfangen konnten, und so gab es zwar eine Fülle philosophischer, mathematischer, sogar literarischer Redebeiträge, aber nichts wirklich Hilfreiches. Man brachte meiner Stimme zwar Achtung entgegen, aber hier war sie eine unter vielen, und auch der Oberpriester aus Communio, der sich inzwischen meiner Meinung angeschlossen hatte, drang nicht durch.

Als wir spät in der Nacht unsere Gespräche auf morgen vertagten, war ich den Tränen nahe. Jogu war sehr lieb zu mir und versuchte, mich zu trösten.

DER 4704. TAG

Wie in der Nacht zuvor diskutierte man heute morgen unnütz herum, anders kann ich es nicht nennen. Doch gegen Mittag kam mir eine Idee. Ich berichtete anschaulich vom Zweiten Weltkrieg, von den Millionen von Opfern, von den Konzentrationslagern — wie vieles davon hätte verhindert werden können, wenn die Gegner der Kriegstreiber sich diesen von Anfang an energisch entgegengestellt hätten! Wenn auch wir uns nicht zum Handeln entschließen würden, konnte dies den Tod vieler Unschuldiger zur Folge haben. Durch kluges Agieren hingegen ließe sich die Zahl der Opfer auf beiden Seiten voraussichtlich in Grenzen halten. Jede Stunde, die wir zögerten, bedeutete mit Sicherheit den Tod tausender zusätzlicher Menschen.

Mein emotionaler Appell wirkte. Ich staunte selbst darüber, es war, als hätte die drohende Gefahr in mir ein Redetail freigesetzt, das ich bisher noch nicht gekannt hatte. Kurz und gut: Man beauftragte mich damit, eine Art Bürgerwehr aufzustellen und einzuüben; die Kenntnisse der Verteidigung sollten dann auch den jungen Männern sämtlicher anderer Rundungen weitervermittelt werden.

Ich selbst war nie Soldat gewesen, hatte mein Wissen fast ausschließlich aus Büchern erworben, und mußte daher versuchen, das beste daraus zu machen.

Am Nachmittag versammelten sich etwa eintausend junge, kräftige Männer um mich. Da mir klar war, daß sie mangels Übung im Nahkampf unterlegen wären, brachte ich ihnen bei, mit Waffen umzugehen, die auf weitere Entfernung hin wirken würden: Steinschleuder sowie Pfeil und Bogen; einige Stunden zuvor hatten Handwerker auf meine Anweisung hin Waffen hergestellt und waren jetzt schon dabei, sie in größeren Mengen zu produzieren. Wir übten bis tief in die Nacht, und ich war stolz darauf, wie schnell die Männer lernten. Als wir uns für heute voneinander verabschiedeten, hatte jeder bereits seine eigene Schleuder und seinen Bogen in den Händen. Außerdem wurden je zwei der jungen Männer in die anderen Rundungen gesandt, um auch dort schon mit dem Aufbau von Bürgerwehren zu beginnen. So sollten jetzt jeden Tag weitere Fähigkeiten angeeignet und Übungen durchgeführt und der neue Stand der Ausbildung täglich in die anderen Städte weitervermittelt werden.

Für den nächsten Morgen plante ich einige Erläuterungen zu Taktiken der Verteidigung, beispielsweise die Ausnutzung des Überraschungsmoments bei plötzlichem Auftauchen aus Verstecken — wodurch eine schnelle Überwältigung des Feindes ohne langanhaltende Kampfhandlungen möglich sein könnte —, wollte dann auch Wachen und Späher aussuchen, und der Nachmittag war für Wiederholungstraining und neue Übungen vorgesehen.

DER 4707. TAG

Wie soll ich die Gefühle beschreiben, die sich in mir mit diesem Tag verbinden? Es fällt mir schwer, niederzuschreiben, was alles geschah, und doch muß ich da hindurch.

Schreie und der Schein von Feuer: So begann das Grauen. Es war noch Nacht, die Sonne ging erst zwei Stunden später auf. Unsere Gastgeber, Jogu und ich standen sofort auf. Durch die Wände sahen wir, daß es in mehreren Stadtteilen brannte. An sich widerstanden die Häuser und Hallen größeren Bränden, aber die Wilden — die wir durch die Straßen laufen sahen und daher als Urheber vermuteten — mußten eine Möglichkeit gefunden haben, sie dennoch zu entflammen. Wie hatten sie überhaupt so schnell hier sein können? Ich konnte mir nur vorstellen, daß sie in kluger Vorausberechnung den Angriff auf die verschiedenen Rundungen von langer Hand vorbereitet hatten. Vielleicht hatten sie vorausschauend schon Wege durch den Dschungel gebahnt, hatten andere, im Land verteilte Abteilungen durch Rauchzeichen benachrichtigt, oder was auch immer ... Eindringen sein mußten sie durch die Außengänge, die wir noch nicht zerstört hatten, da wir erst zu einer viel späteren Zeit mit einem Angriff gerechnet hatten.

Doch all diese Gedanken halfen jetzt nicht weiter. Ich mußte erkunden, wie es draußen aussah, ob ich irgendwo, irgendwie beim Verteidigen helfen konnte. Jogu und ich schlichen,

die Deckung von Bäumen nutzend, durch die Straßen, die teilweise erhellt waren vom flackernden Schein brennender Häuser. Zu meinem Schrecken mußte ich erkennen, daß eine Verteidigung so gut wie gar nicht stattfand. Auf mehreren Plätzen wurden die im Schlaf überraschten Stadtbewohner wie Vieh zusammengetrieben. Wer Gegenwehr leistete, wurde sofort niedergemacht; doch es waren nur einige wenige. Die Bürgerwehr hatte gar keine Zeit gehabt, sich zu formieren, und zu ihrem Glück zeigten die meisten der jungen Männer sich so vernünftig, den Anweisungen der Gegner zu folgen. Vermutlich nahmen die Gefangenen ihren Weg in die Sklaverei.

Wenn Jogu und ich uns auch ergreifen ließen, war damit niemandem geholfen. Jetzt nützte nur die Flucht und der Versuch, so vielen Bewohnern wie möglich dazu zu verhelfen. Immerhin gelang es uns, gemeinsam mit unseren Gastwirten, einigen Nachbarn und unseren Familienangehörigen, die sich vorsorglich hinter Buschwerk versteckt hielten, eines der Reishäuser zu erreichen. Unterwegs konnten wir noch einige andere, die verstört umherliefen, zum Mitkommen bewegen. Wir hatten das Glück, ungehindert durchzukommen. Zwar bewachten zwei Wilde den Zugang zu den Tunneln, aber da wir, weitaus in der Überzahl, unter meiner Anfeuerung mit Steinen auf sie losgingen, suchten sie ihr Heil in der Flucht. Kurz darauf befanden wir uns auf der Reise in eine andere Rundung. Alle Teppiche schwebten gleich schnell, den Feinden hätte es also nicht gelingen können, uns einzuholen.

Am Nachmittag gelangten wir in der nächsten Stadt an. Dort informierten wir sofort die Bewohner, und alle Zugänge

zur Stadt wurden von nun an scharf bewacht, so daß zwar Freunde eingelassen wurden, wir uns aber gegen eindringende Feinde hätten wehren können. Bis spät in der Nacht kamen noch vereinzelt Bewohner von Intra-Muros an, aber niemand von den Wilden, die wohl wußten, daß sie ihre Kräfte, wollten sie die Oberhand behalten, nicht beliebig zersplittern durften.

DER 9000. TAG

Leider hat Jogu den Tag der Einweihung des Friedensrasens nicht mehr erlebt. Vor mehr als vier Jahren starb sie inmitten der Kriegswirren. Ihr Herz hatte die ständige Aufregung und die wiederholte Flucht nicht mehr verkräftet. Ich beerdigte sie neben ihrem Lieblingsbaum in Eichenhainheim, wohin unsere Familie inzwischen zurückgekehrt war. Jahrelang trauerte ich um sie, in dieser Zeit konnte ich keine Zeile schreiben.

Der Krieg hatte unfassbar viel Leid angerichtet. Ein Fünftel der Gesamtbevölkerung der Rundungen kam dabei ums Leben; den Wilden ging es kaum besser. Panralfo starb vor wenigen Monaten, aber nicht im Kampf, sondern er ertrank in einem kleinen Teich. Man erzählte sich, er sei vorher, nachdem er ein aus Beeren selbstgebrautes Getränk genossen habe, „hin und her getaumelt“; oder, um es mit meinen Worten zu sagen: Er war stockbetrunken gewesen.

Einzelheiten des Krieges möchte ich nicht berichten. Kaum begonnen, ließ er sich nicht mehr steuern, er verselbständigte sich und wurde zu einem Ungeheuer, das seine Opfer fraß, sein eigenes Leben lebte und seine Kräfte aus den Abgründen des Menschseins, oder vielmehr des Unmenschlichen, das die Menschen leider auch in sich beherbergen, sog. Ein Schritt zog den nächsten nach sich, jede Reaktion schien „vernünftig“, doch das Ganze war es mit Sicherheit nicht. Wir alle waren unendlich erleichtert über das Ende des Kriegs.

Jetzt standen wir vor einem Scherbenhaufen und versuchten, unser Leben von neuem einzurichten.

Nachdem vor drei Monaten Frieden geschlossen worden war, strebten die Völker jetzt eine dauerhafte Versöhnung an. Den Kuruh standen nunmehr ganz offiziell auch die Rundungen zum Siedeln offen, doch die meisten bevorzugten es, in der Wildnis zu bleiben. Umgekehrt konnten auch die Stadtbewohner gefahrlos „aufs Land“ ziehen, doch fast niemand machte Gebrauch von dieser Möglichkeit. Jetzt, nachdem Panralfo nicht mehr lebte, stellte sich heraus, daß die „Wilden“, wie wir sie früher genannt hatten, trotz ihres lebhafteren Temperaments im Grunde auch friedliebend waren; Pan hatte sie zu dem Rachezug verführt, und als der Krieg erst begonnen hatte, ließ sein weiterer Verlauf sich nicht aufhalten.

Ich fragte mich immer wieder, welche Schuld ich dabei auf mich geladen hatte. Mußte ich auch mich selbst als Kriegstreiber bezeichnen? Obwohl ich doch, wie ich meinte, das Beste für alle gewollt hatte. Oder hatte ich mir nur etwas vorgemacht? Ich konnte nicht ausschließen, daß ich, tief im Inneren, den Krieg auch ein wenig als Wettstreit zwischen Pan und mir angesehen hatte: Wer von uns beiden würde der Sieger sein?

Jogu hätte sicher zu mir gesagt, ich sei skrupulös und urteile zu hart über mich. Hier an ihrer Grabstätte, wo ich fast jeden Abend zu ihr sprach und mir vorzustellen versuchte, wie sie mir antwortete, hatte ich ihr und mir geschworen, von nun an mit allen meinen Kräften für die Versöhnung

zu wirken. Ich dachte, nein, ich wußte, Jogu schaute mir von oben zu und leistete mir, in welcher Weise auch immer, Beistand.

DER 9666. TAG

Seit zwei Jahren organisierte ich nun die „Reisen des Friedens“, damit die Völker einander kennen- und schätzenlernen. Die ersten Früchte zeigten sich bereits: Auf allen Seiten übte man zunehmend Gastfreundschaft. Nach wie vor sahen die Stadtbewohner die Rundungen als ihre Heimat an, und die Kuruhs sowie andere Stämme bevorzugten Wald und Steppe als ihren Lebensraum, doch alle wußten nun mehr voneinander und akzeptierten eher der anderen Andersartigkeit. Dabei befruchtete man sich gegenseitig und lernte voneinander. Zugegeben, es war nicht immer nur Gutes dabei, aber nach den schlimmen Jahren des Kriegs kehrte wieder eine bessere Zeit ein, und das meiste klärte sich, fast wie von alleine, zum Guten hin. Die Stadtbewohner hatten ihr Gefühl für das Richtige wiedergewonnen, das „von oben geschenkt ist“, wie sie es ausdrückten; aber sie wußten inzwischen, mehr als früher, daß manchmal Anstrengung erforderlich ist, weil eben auch die Annahme eines Geschenks eine Leistung ist, die erbracht werden muß. Ich glaubte, es werde eine noch glücklichere und erfülltere Zeit als in den Jahren vor dem Krieg.

Ich war inzwischen 66 Jahre alt geworden und körperlich nicht mehr so kräftig wie an dem Tag, als ich vor 26 Jahren hierher gekommen war. Heute morgen erfüllte mich ein Gefühl der Wehmut, ich weiß nicht, weshalb. Dabei war es ein

großer Tag, und eigentlich hätte ich aufgeregt sein müssen, wie ich es in den letzten Wochen immer wieder gewesen war. Denn heute, nach vielen Hunderten von Jahren — vielleicht waren es auch tausende, so genau konnte niemand es sagen —, sollten die Siegel an der Tür zum Geheimen Archiv erbrochen werden, das sich versteckt unter dem Großen Tempel befand und in den Kriegsjahren glücklicherweise nicht entdeckt worden und daher unangetastet geblieben war. Gegen Mittag trat die Sternkonstellation ein, deren genaue Einzelheiten die Oberpriester seit „vielen, vielen Generationen“ ihren Nachfolgern überlieferten. Außer den Geistlichen wußten nur ganz wenige Eingeweihte von dem Ereignis; auch mich hatte man für würdig befunden, an dem Geheimnis teilzuhaben.

Für die meisten, so hatte der Oberpriester mir vor kurzem verraten, sei es nach den Worten der Überlieferung nicht gut, an dem verborgenen Wissen zu partizipieren; nicht etwa, weil man ihnen etwas vorenthalten wolle, sondern weil es sich um gefährliche Kenntnisse handele, die die gesamte Menschheit verderben könnten, vor allem die Berichte „aus uralten Zeiten“, als die Menschen noch verblendet und unwissend gewesen seien und infolgedessen böse Taten vorgeherrscht hätten. „Es war damals das finstere Zeitalter gewesen — das Äon des Metalls, die Zeit, als die Menschen meinten, die dunklen Kräfte des Erdreichs schenkten ihnen das Leben. Heute blicken wir nach oben, zur geistigen Sonne, die wir eher ahnen als sehen. Wir lieben nicht das schwere Erz, das vernichtet, sondern die leicht Blüte der Freude; wir

lieben die Liebe. Es wird noch so manche Jahre währen. Aber wir alle haben die Erschütterung der Kriegsjahre erlebt; sie sind vorbei, und doch sind sie ein Zeichen dafür, daß ein anderes Zeitalter folgen wird, vielleicht in hundert, vielleicht erst in tausend Jahren. Du und ich, wir werden es nicht mehr erleben, doch es wird kommen, unweigerlich.“ Seine Stimme klang traurig. War der Hohepriester ein Seher, der die Zukunft erahnte? Dennoch sollte er sich täuschen — in einem Punkt. „Dieses Auf und Ab wird sich wiederholen, bis eines Tages die Sonne herabsteigen wird zu uns, und was ständiger Kreislauf war, wird sich in die Ewigkeit hineinverwandeln.“

Im Tempel öffnete der Oberpriester jetzt eine verborgene Falltür, und ein Dutzend Personen stiegen über eine Treppe in die Tiefe. Wenige Schritte vom Treppenabsatz entfernt sahen wir im Licht der Fackeln die Tür zum Archiv. Zwei der Priester schlugen die Siegel ab, entfernten den Riegel und zogen dann die Tür auf, die dabei laut knarrte. Wir traten ein und entzündeten Kerzen im Inneren der Kammer, in der seit Urzeiten nur Dunkelheit geherrscht hatte. Einige hundert Bücher standen in Regalen, ähnlich den Bänden, wie ich sie aus meiner alten Welt kannte. In den Rundungen waren sie weitgehend unbekannt, man zog es vor, auf Schriftrollen zu schreiben und von ihnen zu lesen.

Neugierig nahm ich eines der alten Bücher in die Hand und blätterte ein wenig darin, aber die Schrift war mir gänzlich fremd, so daß ich es wieder zuklappte und zurückstellte. Die anderen, die um mich herum standen und mir zuschauten, ermunterten mich, weitere Bände aus dem Regal zu

nehmen; vermutlich hielt sie ein Gefühl der Scheu oder Ehrfurcht davon ab, es selbst zu tun. In der dritten Reihe stieß ich auf ein schmales Bändchen, das nicht etwa fremdartige Hieroglyphen enthielt, auch nicht Texte mit Schriftzeichen meiner jetzigen Heimat, worauf ich gehofft hatte, sondern zu meiner Verblüffung lateinische Schrift! Ich traute meinen Augen nicht! Das war doch unmöglich, denn diese Schrift würde erst in ferner Zukunft entstehen; oder sollten unsere Wissenschaftler sich darin geirrt haben? Noch mehr staunte ich über die Sprache: Sie war Deutsch! Ich konnte den Text lesen und verstehen! Die Umstehenden sahen mir an, daß ich innerlich aufgewühlt war, und fragten mich nach dem Grund. Nachdem ich es erklärt und damit auch sie in Staunen versetzt hatte, bat mich der Oberpriester, ein wenig von dem Text vorzulesen oder vielmehr, ihn zu übersetzen.

Ich stimmte sogleich zu und begann damit. Hätte ich geahnt, welche Folgen dies nach sich ziehen würde, so hätte ich das Buch zurückgestellt und mich geweigert. So aber nahm das Schicksal seinen Lauf. Nun, inzwischen denke ich, ich hätte es ohnehin nicht aufhalten können; die Existenz des Buches selbst war der Beweis dafür.

„Was ich niederschreibe, soll eine Warnung sein für alle, die eines Tages, in ferner Zukunft, diesen Text lesen: Verhindert, daß Regierungen jemals so mit Menschen umgehen, wie ich es erlebt habe! Gegen meinen Willen wurde ich hierher verschlagen und bin jetzt auf der Flucht vor den Vollstreckern der ‚Klugen Gesetze‘. Alles hier ist Lüge, aber die Menschen

glauben ihr und halten sie für richtig und gut. Sie meinen, frei zu sein, in Wirklichkeit sind sie Gefangene, die so unfrei sind, daß sie nicht einmal ihre eigene Sklaverei erkennen.

Möge die Lektüre dieses Buches den Lesern die Augen öffnen und sie helllichtig machen für Formen der Diktatur, die im Gewand der Wohltat daherkommen.

Christian von Kamp.“

Als ich unter der Einleitung meinen Namen las, durchfuhr mich ein ungeheurer Schreck. Zugleich wurde mir schwarz vor Augen. Ich fiel in eine dunkle Tiefe, immer schneller und schneller.

Weit oben in der Höhe scheint schwach noch das Licht. Ich sehe es nicht, aber ich fühle es. Unter mir ist die Leere, das pure Nichts. Ich stürze, und werde ewig stürzen. Oder irgendwann irgendwo aufschlagen?

Mir war ganz schwindelig, als ich erwachte. Licht um mich herum, und dunkle Konturen. Ich schloß wieder die Augen und setzte mich langsam auf. Unter mir fühlte ich harten, glatten Boden. Jetzt hatte mein Kreislauf sich einigermaßen stabilisiert, und ich wagte es, erneut die Augen zu öffnen.

Vor mir standen mehrere Männer und Frauen, die schwarze, glänzende Kleidung trugen.

„Wer bist du?“ fragte mich eine etwa 40jährige Frau.

Ihre Sprache verstand ich sofort. „Ich heiße von Kamp. Wo ... bin ich hier?“ Ich sah mich um. Da fiel mir auf, daß

sich über uns — obwohl wir im Freien waren — kein Himmel befand, keine Bläue, keine Wolken, sondern nur etwas, das mir wie eine hoch hängende Decke erschien, von der gleichmäßiges Licht herabstrahlte. Kaltes Licht, das mich frösteln ließ.

„Wir sind hier mitten in Ju-Das, der ewigen Stadt — wo sollten wir denn sonst sein?“ Die Leute schauten mich seltsam an. Vielleicht dachten sie, ich sei „nicht ganz richtig im Kopf“. Es lag wohl an meinen Fragen, sicher auch an meiner Blütenkleidung.

Ich dankte für die Auskunft und sah zu, daß ich mich schnell entfernte. Doch wohin sollte ich gehen? Hier sah alles ähnlich aus, die Straßen wie die Häuser. Letztere schienen aus Eisen zu bestehen, mal glänzender, mal matter; die Formen, die sich aus dem Quader entwickelten, unterschieden sich nur geringfügig, und in der Größe, die etwa der eines Einfamilienhauses entsprach, gab es keine erheblichen Abweichungen.

Auch der Straßenbelag bestand aus Metall oder einer metallähnlichen Substanz, die Farbe ließ sich am ehesten als stahlblau bezeichnen. Nirgendwo erblickte ich etwas Grünes, es gab hier weder Bäume noch Büsche noch Wiesen. Ich hörte keine Vögel, sah keine Hunde oder Katzen. Unterwegs begegnete ich mehrfach Menschen, alle schwarz gekleidet, die mich anschauten, als sei ich ein Fabelwesen. Fahrzeuge schienen unbekannt zu sein. Leider fand ich keinen Ort, wohin ich mich hätte zurückziehen können, um erst einmal zu mir zu kommen. So irrte ich hilflos durch die Straßen. Sosehr ich

auch nachgrübelte: Ich konnte mich nicht erinnern, wie ich hierher gekommen war. Nur ganz blaß gingen einige Bilder durch meinen Kopf, aus denen ich aber keinen Zusammenhang herstellen konnte: eine Pfeife, die ich rauchte — ein glückliches Leben — Krieg — Trauer — ein Buch ... Hier, in dieser einförmigen Umgebung, stieg ein Gefühl der Trostlosigkeit und Verlorenheit in mir auf.

Auf einmal dunkelte es. Das war keine natürliche Dämmerung, eher wie das Dimmen eines Lichts. Die Luft war grau geworden, und ich fror immer mehr in meinem Blütengewand. Immerhin blieb es noch so hell, daß man Häuser und Straße einigermaßen erkennen konnte. Als ich mich einer Straßenkreuzung näherte, hörte ich die lauten Schritte einer marschierenden Gruppe nahen. Ehe ich um die Ecke bog, ertönte rechts neben mir ein leiser Pfiff. Ich blieb stehen. Erneut der Pfiff. Ich schaute zu dem Haus hin, von dem er herzukommen schien. Da winkte jemand mich zu sich hin, vorerst sah ich an der Hausecke jedoch nur den Arm. Warum nicht, vielleicht konnte man mir dort weiterhelfen. Ich eilte, da die Geste besonders dringlich wirkte. Kaum hatte ich das Haus erreicht, bog um die Straßenecke eine Kompanie uniformierter Männer. Der winkende Arm gehörte einem Jungen von vielleicht zehn Jahren, der mir zu verstehen gab, ich solle schweigen und ihm leise folgen. Ich schlich ihm nach bis hinter das Haus, wo wir von der Straße aus nicht gesehen werden konnten. Dann blieb er vor mir stehen, musterte mich und fragte mich direkt: „Wie alt bist du?“

„Sechshundsechzig“, antwortete ich.

„Und woher kommst du?“

„Keine Ahnung. Weiß nicht ... Pfeife ... Buch ...“ Ich hatte selber den Eindruck, wirres Zeug zu reden.

Der Junge schaute mich nochmals prüfend an, dann schien er sich entschieden zu haben. Er nahm mich bei der Hand und zog mich hinter sich her zu einem in der Nähe gelegenen Haus, das etwas schlichter als die Nachbarhäuser aussah. Durch eine Tür, die sich bei unserer Annäherung automatisch öffnete, traten wir ein. Schon im Flur, von dem aus die anderen Räume erreichbar waren, rief er laut: „Mami, Papi, Iri, ich hab wieder einen!“

Die Familie eilte herbei. „Uro,“ redete der Vater auf den Jungen ein, „sei doch nicht immer so unvorsichtig laut.“ Dann wandte er sich mir zu und betrachtete mich im Licht der leuchtenden Decke: „Du bist tatsächlich schon ganz schön überfällig. Sechzig? Oder noch mehr?“

Ich ahnte, daß er mein Lebensalter meinte.

„Ganze sechshundsechzig“, rief der Sohn.

„Da hast du ja ungeheures Glück gehabt. Kommst wohl von jenseits der Grenzen, wie? Sieht man ja an deinem Kostüm, was? Na, erst mal rein mit dir in die gute Hütte, haha.“

Seine Wortwahl empfand ich als gewöhnungsbedürftig, aber ich spürte wohl, daß er es gut mit mir meinte.

Er führte mich in den Wohnraum, ein einfaches quadratisches Zimmer mit metallisch wirkenden Wänden sowie Fenstern sowohl nach draußen wie auch zu den umgebenden Räumen hin. Hier ließen wir uns auf Liegen nieder, die

aus Kunststoff zu bestehen schienen. Nur der Junge und das gleichaltrige Mädchen blieben stehen und betrachteten neugierig mein Blütengewand. Sie selbst trugen, ebenso wie ihre Eltern, schwarze glänzende Kleidung, wie ich sie heute immer wieder gesehen hatte, die vermutlich aus einem künstlichen Material hergestellt worden war.

„Sag mal, wie heißt du denn?“

„Christian“, gab ich zur Antwort. „Und Ihr? Uro und Iri kenne ich jetzt ja schon.“

„Wir sind Guro und Giri. — So, und du bist jetzt unser Gast.“ Das war kurz und knapp.

„Äh, wie komme ich zu dieser Ehre?“

Vater Guro bekam einen Lachanfall. „Ist das nicht köstlich, wie der redet? ‚Wie komme ich zu dieser Ehre?‘“ Er zeigte mit dem Finger auf mich, dann wischte er sich die Tränen aus dem Gesicht. Auf einmal wurde er ernst. „Mal schauen, was wir für dich tun können. Hab schon gesehen, daß deine Gebeine noch hübsch beweglich sind. Nur mit dem Gesicht, da müssen wir was machen. Der Bart kommt ab, die Haare färben wir dunkelbraun, und die Gesichtshaut bekommen wir schon gestrafft.“ Fachmännisch prüfte er meine Gestalt. „Na ja, auf 45 etwa werden wir dich schon runterschrauben, dann hast du noch vier oder fünf.“

„Entschuldigung, ich verstehe nicht, was Sie ... was du meinst.“

Die ganze Familie sah mich mit großen Augen an.

„Du weißt echt nicht?“ Giri konnte es nicht fassen. „Dann mußt du aber von sehr weit herkommen.“

„Vielleicht von draußen, aus der Öde?“ Uros Neugierde wuchs, er schien Abenteuer zu wittern, wie Jungs sie wohl zu allen Zeiten erträumen.

Ich muß wohl verunsichert und hilflos gewirkt haben. Jedenfalls bestimmte Vater Guro: „Wir halten jetzt alle mal unser Sprechorgan ... Christian, dir geb ich ein Gewand von mir, damit du nicht auffällst.“

„Papi, kann ich dann dieses komische Hemd von dem bekommen? Vielleicht kann Mami mir was Hübsches daraus machen?“

„Ruhe, Iri. Unser Gast sieht müde aus. Komm mit, Christian, ich zeig dir dein Zimmer.“ Die Frau führte mich in eine kleine Kammer, bot mir noch zu essen und trinken an, aber ich dankte und fiel müde auf das mir zugewiesene Bett, das aus einem Block eines mir unbekanntes Materials bestand, und schlief sofort ein.

DER 9667. TAG

Zum Frühstück gab es ein Gericht, das wie Schokoladenpudding aussah und tatsächlich ähnlich schmeckte. Keiner am Tisch wußte, welche Bestandteile es enthielt, man konnte mir nur die Auskunft geben, es komme aus der „Fertigungsanlage“. „Aber keine Sorge,“ beruhigte Guro mich, „es enthält keine schädlichen Stoffe, du wirst davon nicht bekiffen.“ Im übrigen sprachen wir nur wenig beim Essen.

Als wir geendet hatten, gingen die Kinder zur „Kinderbeschäftigung“ und die Mutter zum Frauen-Arbeitsdienst, so daß außer mir nur Guro, der sich meinetwegen heute freigenommen hatte, in dem seiner Familie zugewiesenen Haus blieb.

„So, jetzt wollen wir uns mal unter großen Jungs unterhalten“, lud er mich zu einem Gespräch im Wohnraum ein. „Du kennst fast nichts von hier, kommst von werweißwoher, und daß du kein Agent der Regierung bist, hab ich dir gleich angesehen. Will gar nicht wissen, wie du hierher verschlagen wurdest. Jetzt müssen wir uns erstmal um deine Rettung kümmern.“ Er bot mir einen Becher klares Wasser an. „Tut mir leid, wenn ich dir nicht das leckere offizielle Gesöff einschenke, aber das ist leider von ‚denen‘ infiziert worden, da bist du den ganzen Tag besoffen ... Zum Glück kommen wir über Kontakte an echtes, unverfälschtes Wasser.“ Er lachte.

Ich bat ihn, mir all dies zu erklären, da ich mir keinen rechten Reim daraus machen könne: die benebelnden Zusatzstoffe im Wasser, das Haarefärben und die Gesichtstrafung, mein Alter von 66 Jahren, die Männer in Uniform.

„Die Geschichte wollte ich dir eh’ erzählen. Aber die unzensurierte Fassung.“ Er lehnte sich in seiner Liege zurück und gab mir, immer wieder von Lachen unterbrochen, obwohl es um ernste Dinge ging, um Leben und Tod, einen langen Bericht, den ich hier verkürzt wiedergebe:

Die jetzige Zivilisation, die auf der Erde schon seit tausenden von Jahren bestand, war die überlebende einer Anzahl von Kulturen, die um die Welt-Vorherrschaft gerungen hatten, zunächst in der Form eines vergleichsweise friedlichen Wettbewerbs, dann durch regional begrenzte Kriege, vor allem aber mit Waffen der Wirtschaft und durch Unterwanderung der anderen Weltanschauungen mittels Einschleusung von Agenten, die einen allmählichen Wandel der Überzeugungen herbeiführen sollten. Dies gelang letztlich nur der sieghaften Kultur. Sie zwang ihre Gegner dadurch nieder, daß sie, behutsam und in kleinen Schritten, deren Moral vernichtete. Indem man vorgab, Minderheiten und Randgruppen schützen zu wollen, förderte man in Wirklichkeit zerstörerische Kräfte. Neue, künstlich geschaffene „Rechte“ wie etwa das „Recht“ auf Abtreibung begründete man mit der Beseitigung von Ungerechtigkeiten, in diesem Fall der Unterdrückung der Frauen; tatsächlich aber ging es den Drahtziehern ausschließlich darum, durch geschickte Nutzung aufkommender gesellschaftlicher Bewegungen die Gegner zu schwächen.

Im Fall der Förderung von Abtreibungen war Ziel zwar auch die Minderung der Bevölkerungszahl und damit der Stärke der Gegner, vor allem aber die Zerstörung der Werte. Durch das Ausstreuen falscher Informationen und durch Manipulationen jeglicher Art brachte man die gegnerischen Kulturen so weit, mit Eifer an ihrem eigenen Untergang mitzuarbeiten. Schließlich sanken sie in die Bedeutungslosigkeit ab oder wurden von anderen aufgesogen.

Bei dieser Entwicklung war die Weltbevölkerung übrigens nahe daran, sich selbst gänzlich zu vernichten, denn der Wandel der Werte, der vor allem die Gegner hatte treffen sollen, wirkte sich in einem unerwartet hohen Maße auch in der eigenen Kultur aus. Die Zahl der Menschen sank wegen abnehmender Geburtenzahlen weltweit dramatisch, und es drohten immer mehr Konflikte bis hin zu Bürgerkriegen. Die Weltregierung mußte ihre gesamten manipulatorischen Kräfte aufwenden, um das Ruder herumzuwerfen. Es gelang ihr schließlich, die Kritiker auszuschalten und die Welt mit einer Fülle von Lügen zu überziehen, ja die eigene Historie im nachhinein ins Positive umzugestalten und durch immer feiner ausgebildete Methoden das menschlich-freiheitliche Element in der Bevölkerung zu überlisten.

Das Ergebnis dieser Bemühungen sah man in den gegenwärtigen Zuständen: Durch heimlich den Getränken beige-mengte Drogen wurde der weltweite „Friede“ gesichert. Die Erziehung war gänzlich darauf ausgerichtet, jeden einzelnen in die große Gemeinschaft „einzubinden“ — und alle, die sich nicht gänzlich einfügten, kamen für lange Zeit in Erzie-

hungslager oder verschwanden für immer. Eltern durften nur zwei Kinder haben, im gehobenen Stand vier. War diese Zahl erreicht, bekamen Frauen und Männer Mittel verabreicht, die sie auf Dauer unfruchtbar machten. Wer sich der Sterilisation entzog und weitere Kinder bekam, wurde gesellschaftlich geächtet, die Kinder abgetrieben oder nach der Geburt getötet; der Acht verfiel aber auch, wer gänzlich auf Nachwuchs verzichten wollte. Auf diese Weise sollte die Weltbevölkerungszahl stabil gehalten werden. Weiterhin wurde aus Gründen der Produktivität und des allgemeinen Wohlstands das maximale Lebensalter gesetzlich auf 50 Jahre festgesetzt. Natürlich nicht auf einen Schlag, denn dies hätte mit Sicherheit zu erheblichen Unruhen geführt und den Bestand des gesamten politischen Systems in Frage gestellt. Also gingen die Politiker Schritt für Schritt vor, kauften Prominente, die den frühen freiwilligen Tod zu einer Wohltat für die Betroffenen erklärten und das Lange-leben-Wollen als Egoismus brandmarkten. Schließlich wurde der Selbstmord mit Fünfzig von der Gesellschaft gefordert, und die „Klugen Gesetze“ der Regierung setzten die „ohnehin herrschende gesellschaftliche Wirklichkeit“ nur noch in verbindliche Regeln um. Schließlich wurden diejenigen, die gegen diese Gesetze verstießen, zu Verbrechen erklärt und von den Häschern der Regierung gesucht, was die allgemeine Zustimmung des Volkes fand.

„Woher kennst du all diese Hintergründe?“ Dieser Mann war mir ein Rätsel.

„Soviel darf ich dir sagen: Es gibt eine Organisation, die die gesellschaftliche Entwicklung seit Jahrtausenden kritisch

verfolgt und zu ändern versuchte, was sie ändern konnte. Sie sah sich immer schon in einer höheren Welt gegründet, wurde oft verfolgt, und auch jetzt kann sie, wie so häufig schon, nur leise und aus dem Untergrund heraus wirken, nur einzelnen Menschen helfen: wie dir. Wenn man dich draußen ergriffe, würdest du in den ‚Garten der Ewigkeit‘ gesandt werden, wie man es so schön verharmlosend umschreibt.“ Er schwieg eine Weile, und auch ich brauchte diese Pause, um alles Gehörte geistig „zu verdauen“. Von Minute zu Minute wurde mir die Schrecklichkeit dieser gesellschaftlichen Regelungen immer deutlicher.

„Und wie soll es jetzt weitergehen?“ In diesem Moment schrak ich auf, denn eine fremde Frau betrat den Raum.

„Schön, daß du so schnell kommen konntest“, begrüßte Guro sie. „Das hier ist Christian, dein neuer Kunde.“

„Sursel, deine Kosmetikerin“, stellte sie sich mir vor.

Und dann begann das Werk der Umwandlung. Nach drei Stunden sah ich zwanzig Jahre jünger aus. In einer der Zimmerwände, die wie ein Spiegel wirkte, betrachtete ich mich, und ich muß sagen, mein neues Aussehen gefiel mir nicht übel. Äußerlich wirkte ich tatsächlich so wie vor zwei Jahrzehnten, es war nichts Künstliches hinzugekommen.

Nach einer anständigen Mahlzeit fragte ich meinen Gastgeber — Sursel hatte uns inzwischen verlassen —, wie ich ihm und seiner Familie meine Dankbarkeit bezeugen könne.

„Unsinn, vergiß es!“ Seine Stimme klang fast böse. „Nur eins,“ lachte er, „verrat uns nicht.“ Dabei zwinkerte er mit dem Auge. Seltsam, daß dieses Zeichen auch hier bekannt

war. „Würde dich gerne rumführen in unserer Stadt, damit du mit dem Leben hier klarkommst.“ Sein Wunsch entsprach dem meinen, und so brachen wir auf. Während wir durch die Straßen gingen, stellte ich einige Fragen: Warum sieht der Himmel so eigenartig aus? Weshalb weht hier kein Wind? Wo sind Eure Pflanzen? Gibt es keine Fahrzeuge? Woher beschafft Ihr Eure Nahrung? Und bereitwillig antwortete Guro mir und erzählte mir aus seiner Stadt. Diese lag, wie ich es bereits geahnt hatte, nicht auf der Erdoberfläche, sondern unter ihr. Wegen jahrzehntelanger stark angestiegener Sonnenaktivitäten war das Erdklima gänzlich durcheinander geraten, Hitze und Überschwemmungen lösten einander ab, Stürme richteten ständig Verwüstungen an, ein Leben unter diesen schwierigen Umständen war kaum mehr möglich, und so hatte man sich genötigt gesehen, das sicherere Erdinnere zu besiedeln und in einer Tiefe ab 200 Metern etliche Millionenstädte erbaut. Bei den Planungen hatte sich herausgestellt, daß es ökonomischer sei, mehrere Ebenen untereinander zu schaffen. Die Hauptstadt Ju-Das etwa bestand aus 40 Wohnebenen, 40 Ebenen für Pädagogik, Beschäftigung und Wirtschaft sowie 20 Zwischenebenen für den Transport. Guro wies mich unterwegs auf die hohen „Türme“ hin, die bis zur Lichtdecke reichten und in unregelmäßigen Abständen zu finden waren. Hierbei handelte es sich um die Vertikaltransport-Röhren, in denen Aufzüge die Ebenen miteinander verbanden. Die Beförderung innerhalb der Transport-Ebenen geschah übrigens nicht in Fahrzeugen, sondern mittels unterschiedlich schneller Transportbänder.

Was die Nahrung betraf: Die Grundstoffe für die maschinell gefertigten Lebensmittel bezog man entweder aus der „Öde“, wie die Erdoberfläche genannt wurde, oder aus einer Art Glashäuser unterhalb der Meeresoberfläche, in denen ganze Farmen untergebracht waren.

Übrigens kehrten allmählich meine Erinnerungen wieder, sowohl an meine alte Welt wie auch an Communio — mit Ausnahme der Erinnerung an die Personen, die mir nahegestanden hatten. Das machte mir aber kaum etwas aus, an diesen Umstand hatte ich mich seit langem gewöhnt. Nachdem Guro mir einiges aus seiner Stadt gezeigt hatte, deren Nüchternheit, Kahlheit und Kälte mich wenig begeisterten, berichtete ich auch aus meiner früheren Umgebung. Meine Schilderungen erstaunten ihn kaum, was wiederum mich überraschte.

„Christian, zieh nicht so ein Gesicht. Ich hab schon manches Ähnliche in alten Büchern gelesen, und vieles wurde auch mündlich überliefert.“

„Bücher, Guro? Ihr habt Bücher?“

„Nur ganz wenige von uns haben welche, sie sind im Volk weitgehend unbekannt. Unsere Gruppe hat Bibliotheken uralter Zeiten entdeckt und sich auch selbst einige versteckte Bücherhorte angelegt. Nicht zuletzt auf diese Weise wissen wir vieles, was offiziell totgeschwiegen wird.“

Ehe wir zum Haus zurückkehrten, führte Guro mich zu einem der Aufzugtürme. Er schaute sich um, und als er sicher war, daß niemand uns beobachtete, drückte er mit seinen Händen gleichzeitig auf zwei Stellen, auf denen — erst bei

genauem Hinsehen zu erkennen — je das gleiche Symbol eingeritzt war, und sofort öffnete sich die Wand. Wir traten ein.

„Dieser Tunnel ist stillgelegt — ein idealer geheimer Treffpunkt und für den Notfall ein Versteck. Falls du also einmal in eine solche Lage kommen solltest ...“

Wir standen in einem kleinen, beleuchteten Saal, von dem aus mehrere, jetzt verschlossene Türen zu den eigentlichen Aufzügen führten.

„Ein bis zwei Mal täglich schaut einer von unserer Gruppe vorbei, um im Fall des Falles zu helfen. Übrigens: Das Symbol draußen ist unser Zeichen: Ein stilisierter Fisch.“

Am Abend, nach dem Essen, berichteten Uro und Iri von ihrer heutigen Beschäftigung: „Wir haben den ganzen Tag über gemalt und Ton geformt.“

„Und was war sonst?“

„Ach, das gleiche wie immer, die leise Musik im Hintergrund mit den flüsternden Stimmen.“

„Und was haben sie gesagt, Iri?“ Guro wollte es genau wissen.

„Irgendwas wie ‚Immer gehorchen, um glücklich zu sein.‘“

„Na, Gehorchen ist ja nichts von sich aus Schlechtes, aber es kommt immer darauf an, wem ... Ich denke, heute abend werden wir ein wenig darüber sprechen müssen.“

„Ach Papi, doch nicht schon wieder. Wir passen jedesmal auf und denken mit, ehrlich.“

DER 9668. TAG

Ich vermutete, einer der Passanten, denen ich bei meiner Ankunft hier vor zwei Tagen begegnet war, hatte mich verraten. Man hätte mich sicher im Haus meiner Gastgeber entdeckt, wenn Uro am frühen Morgen nicht Bauchschmerzen gehabt hätte und mit mir, während die anderen ihren Beschäftigungen nachgingen, in der Wohnung geblieben wäre. Im Laufe des Vormittags war es ihm aber zu langweilig geworden, und er wollte nun doch seine Kindergruppe aufsuchen. Auf seinem Weg bemerkte er, daß die Gesetzesvollstrecker ganz in der Nähe die Gebäude durchsuchten; in wenigen Minuten würden sie hier sein. Er eilte zurück zu mir, und gemeinsam verließen wir fluchtartig das Haus.

„Die haben es sicher auf dich abgesehen“, kommentierte er, als wir uns ausreichend entfernt hatten.

Wohin jetzt? Zu dem unbenutzten Aufzugsturm konnten wir nicht unbemerkt gelangen, da er gerade inmitten des durchkämmten Gebiets lag. Vielleicht würde es mir in der Nacht gelingen, aber noch lag ein langer Tag vor mir. Uro begleitete mich — über eine andere Aufzugsröhre — hin zur nächsten Transportebene. Er empfahl mir, eine bestimmte Außenstation anzufahren, dort sei ich wahrscheinlich weniger gefährdet, und dann zu warten, er wolle inzwischen versuchen, seinen Vater zu erreichen.

Wie das Unglück es wollte, erkannten mich, nachdem Uro gegangen war, zwei Wachmänner, vermutlich anhand einer Fahndungsbeschreibung. Ich hatte noch nicht einmal das äußere, langsamste Transportband betreten können. Sie hielten mich so lange fest, bis die über Funk herbeigerufenen Gesetzesvollstrecker eintrafen, etwa ein Dutzend, und mich in ein nahegelegenes Gefängnis brachten. Eben noch auf der Flucht, jetzt schon ein Häftling. Ich wurde in eine kleine, düstere Zelle gesperrt. „Im Garten der Ewigkeit ist es heller als hier“, spottete der junge Mann, der die Tür verriegelte.

Daß ich jetzt geliefert war, stand für mich nach Guros Schilderungen außer Zweifel. Ich vermutete, man werde mich foltern, um zu erfahren, wer mir Unterschlupf geboten hatte, und das lastete mir weit mehr auf der Seele als die Gefährdung meiner selbst: den Schmerzen vielleicht nicht standhalten zu können und meine Retter zu verraten.

Stundenlang saß ich auf einer nach Schweiß stinkenden Pritsche, ohne daß sich etwas tat. Dann öffnete sich die Tür, und Wachleute stießen brutal einen Mann mittleren Alters herein. Er war gänzlich unbekleidet, übersät von blauen Flecken und blutete an mehreren Stellen des Körpers. Ich half ihm, vom Boden aufzustehen und sich auf die Holzbank zu setzen. Dann legte ich ihm meine Jacke über die Schultern, damit er nicht so fror.

Eine ganze Weile lang schluchzte er. Gerne hätte ich tröstend zu ihm gesprochen, muß aber gestehen, daß ich keine passenden Worte fand. So legte ich ihm einfach nur meine

Hand auf die seine und schwieg. Erst allmählich beruhigte er sich.

Nach etwa einer halben Stunde hob er den Kopf und schaute mir in die Augen. „Danke, mein Bruder!“ waren seine ersten Worte. Er hatte freundliche und angenehme Gesichtszüge, die im Moment jedoch auch Angst und Schmerz offenbarten. „Ich hoffe, dir wird man ähnliches wie mir ersparen. Mögest du das Leiden eher überwunden haben.“

„Weshalb tat man dir das an, guter Mann?“ Ich fragte eher aus Mitleid als aus Neugierde.

Er atmete tief ein und aus. „Es geschah, weil ich es wagte, das System in Frage zu stellen ... Doch das Schlimmste“ — ihm traten Tränen in die Augen, und er brauchte eine Zeitlang, sich wieder zu fassen — „das Schlimmste ist nicht, daß sie mich schlugen und traten, sondern sie nahmen auch meine Frau und meine vier Kinder gefangen, um sie Tag und Nacht zu verhören und zu foltern. Mich ließen sie dabei zusehen und weideten sich dabei an meinen und ihren Schmerzen.“ Er schwieg kurz. „Was jetzt mit ihnen ist, weiß ich nicht, vielleicht leben sie noch, vielleicht sind sie schon tot.“ Der Mann stöhnte laut auf. „Gerade solch barbarisches Verhalten, das Teil dieses Systems ist, war einer der Gründe, weshalb ich die anderen Ratsmitglieder von einer Reform zu überzeugen versuchte. Wir nennen uns eine humane Gesellschaft, und die meisten glauben es auch, doch wir sind das Gegenteil davon.“

An diesem Nachmittag erzählte er mir seine Geschichte, wobei er, stark geschwächt, immer wieder minutenlange Pausen einlegen mußte.

Vor kurzem noch war er Angehöriger des Höchsten Rats gewesen, des obersten politischen Organs des Staates. In dieser Funktion hatte er natürlich die Entstehungsgeschichte seiner Kultur genau gekannt und war durchaus einverstanden gewesen mit den Lügen und Manipulationen, mit denen sichergestellt werden sollte, daß das Reich auf Dauer stabil bliebe. Doch eines Tages hatte er zufällig bei der Inspektion eines Gefangenenlagers miterlebt, wie eine ganze Familie zu Tode gefoltert wurde, und zwar deshalb, weil sie einen „Altersflüchtling“ beherbergt hatte. Bereits bei dieser Gelegenheit war er nachdenklich geworden. Als dann auch noch ein Freund von ihm, der sein 50. Lebensjahr überschritten hatte, sich gegen die Einnahme der Todespille wehrte, dies auch ganz offen zum Ausdruck brachte, und wenige Tage darauf von den Staatsschergen verschleppt wurde, kamen ihm erhebliche Zweifel am gegenwärtigen Gesellschaftssystem. Er äußerte daraufhin innerhalb des Höchsten Rats Kritik, und zwar in der freundlichsten Weise, denn zunächst wollte er nichts weiter als Sensibilität für dieses Thema wecken, doch bei den meisten Ratsmitgliedern stieß er auf Unverständnis, ja teilweise auf strikte Ablehnung. Als er dann, verärgert über dieses Verhalten, deutlichere Worte fallen ließ, wandten alle sich von ihm ab — bis auf einen engen Vertrauten. Tags darauf wurden er selbst, der Vertraute und beider Familien verhaftet. „Du kannst dir nicht vorstellen, was wir in den letzten Tagen durchlitten haben. Ach, würde nur jemand den anderen davon mitteilen und die gesamte Bevölkerung aufklären über die wirklichen Zustände, auf daß sich einiges

ändern würde! ... Aber auch du kannst es nicht, auch du bist ja einer, der auf den Tod wartet.“ Er vergrub das Gesicht in seinen Händen.

„Aber das Volk, die Menschen ... warum fragen sie nicht nach, wenn jemand verschwindet?“

„Es geht ihnen gut. Jedenfalls redet man es ihnen so lange ein, bis sie es glauben, und dank der Drogen, die alle erhalten, nehmen sie auch schnell den richtigen ‚Glauben‘ an. Wer sich der Gesellschaft anpaßt und keine Fragen stellt, wird mit allem Lebensnotwendigen versorgt, wird beschäftigt und unterhalten. Und wenn dann doch Fragen auftauchen, erzählt man ihnen Lügengeschichten; von Lagern wissen die meisten nichts, sie hören nur von Erholungsheimen und Sanatorien. Außerdem bekommt die Allgemeinheit immer wieder eingebleut, wie wichtig die Uniformierten für die Erhaltung der Sicherheit sind, und wie schändlich diejenigen handeln, die aus purer Eigensucht nicht rechtzeitig mit dem Leben abschließen wollen oder sich viele Kinder wünschen.“

Lange saßen wir schweigend nebeneinander. Was hätten weitere Worte jetzt noch gebracht?

Als es, wie ich durch ein Fenster sah, draußen schon dunkelte, wurde der Riegel zurückgeschoben, und jemand trat ein. Erst an der Stimme erkannte ich ihn — es war Guro.

„Folg mir — und kein Wort.“

Ich stand auf und wies mit einem fragenden Blick auf den anderen Gefangenen hin.

„Es tut mir schrecklich leid — ich kann nur dich retten.“
Dann nahm er mich beim Arm und zog mich hinaus.

„Alles Gute“, hörte ich den anderen noch hinter mir her-rufen.

Guro blieb stehen, als wir ein gutes Stück vom Gefängnis entfernt waren. Hier erst wagte ich zu fragen: „Aber wie war es ...?“

„Sagen wir: Kontakte. Der Vorsteher des Gefängnisses wird es so darstellen, als seiest du aufgrund einer Verwechslung entkommen. Das heißt: Du mußt schnellstmöglich die Fliege machen.“

Bereits zwei Stunden später erkannte ich mein Gesicht im Spiegel nicht mehr wieder; Sursel hatte volle Arbeit geleistet. Kurz darauf verließ ein Paar Arm in Arm das Haus, beide plauderten angeregt miteinander; bei einem Pärchen war die Wahrscheinlichkeit, daß man mich entdecken würde, geringer. Sursel brachte mich zu einer Freundin, Miriana, die in einem Randbezirk wohnte und in wenigen Tagen 50 Jahre alt werden würde.

DER 9850. TAG

Seit einem halben Jahr befanden Miriana und ich uns in der Flüchtlingskolonie. Das Leben hier in der Öde war alles andere als leicht. Wir hatten, mit manchen anderen, Unterschlupf gefunden in den Höhlenwohnungen des Mittelgebirges, die vor vielen tausend Jahren, wie es hieß, von Einsiedlern geschaffen worden waren. Vor Überschwemmungen waren wir hier sicher, auch die heiße Jahreszeit hatten wir im Höhleninneren unbeschadet überstanden, aber gegen die Kälte boten unsere Unterkünfte nur notdürftig Schutz. Im Hochsommer waren wir hier angekommen, jetzt, mitten im Winter, saßen wir um ein kleines Feuer, während draußen ein Schneesturm tobte und uns daran hinderte, Brennholz zu sammeln und Wildschweine oder Rehe zu jagen. Unser Vorrat an Fleisch war fast vollständig aufgebraucht, andere Nahrungsmittel hatten wir auch kaum noch, und in den Nachbarhöhlen sah es nicht anders aus.

In jeder der Höhlen wohnten auf engstem Raum sieben bis acht Personen. Immerhin hatte das jetzt im Winter den Vorteil, daß wir uns, wenn wir nachts beieinander lagen, gegenseitig wärmten.

Hier draußen waren wir einigermaßen geschützt vor Verfolgungen. Sobald Abweichler wie wir die Städte verlassen hatte, belasteten sie nicht mehr das Sozialsystem des Staats und waren insofern für ihn uninteressant geworden. In der

Öde konnten wir auch keinen Einfluß nehmen auf die Informationspolitik der Regierung, d. h. wir konnten ihre Lügen nicht aufdecken, und daher das gegenwärtige System nicht gefährden oder in Frage stellen. Doch man bewachte scharf die Eingänge zu den unterirdischen Städten, damit nicht von außen subversives Gedankengut in sie eindringen konnte. Und solches bildete und vermehrte sich in reichem Maße in den Höhlen und an den anderen Zufluchtsorten rund um die Erdkugel. Dort fanden sich vor allem geflohene ältere Menschen zusammen, aber auch einige jüngere, die sich einen klaren Kopf hatten bewahren können und deren innere oder äußere Rebellion den staatlichen Kontrolleuren aufgefallen war oder kurz vor der Aufdeckung stand — und denen dann auch die Flucht gelungen war. Es waren viele darunter, die der jahrtausendealten Organisation mit dem Fischsymbol angehörten, aber auch etliche andere, die Gewalt, anders als die Fischleute, als Mittel zum Sturz der Regierung befürworteten.

In den Höhlen und anderen Unterkünften gab es vor allem im Winter reichlich Gelegenheit zu Gesprächen und Diskussionen. Zum Glück verliefen sie — trotz mancher weltanschaulichen Unterschiede — fast immer friedlich. Alle waren sich sehr wohl bewußt, daß sie aufeinander angewiesen waren.

Manche von denen, die einfach wegen ihres Alters geflohen waren, hatten durchaus die Möglichkeit einer Gesichtsveränderung gehabt, sie jedoch nicht genutzt. Denn natürlich waren alle Staatsbürger mit ihren Daten erfaßt, und ein Überschreiten der gesetzlichen Altersgrenze war angesichts

der strengen Kontrollen normalerweise unmöglich. Übrigens hatte ich jetzt erfahren, daß diese Grenze in der obersten Gesellschaftsschicht, der weniger als ein Prozent der Bevölkerung angehörten und die in abgesonderten Stadtbezirken wohnte, immerhin 70 statt der ansonsten geltenden 50 Jahre betrug. Wer mit verjüngtem Aussehen weiterleben wollte, mußte in den Untergrund abtauchen und lief dann immer Gefahr, bei Straßen- oder Hauskontrollen erwischt zu werden. Ich selbst hatte gar keine andere Wahl als die der Verjüngung gehabt: Denn mit meinem Alters-Aussehen wäre ich sofort überall aufgefallen, mir wäre vermutlich nicht einmal die Flucht in die Öde gelungen.

Um sich kein falsches Bild zu machen: staatskritische Gedanken waren innerhalb der Städte die ganz seltene Ausnahme! Das Volk liebte die Regierung, die den Menschen ein leichtes, angenehmes Leben ermöglichte und sie auch ausreichend beschäftigte und unterhielt. Der Tod mit 50 war eine Selbstverständlichkeit, eine Einrichtung, die schon seit Tausenden von Jahren bestand, wie man allgemein glaubte. So wurde der Sterbetag auch groß gefeiert, und die Festgäste, also Familie und Freunde, erhielten Drogen verabreicht, die sie tagelang in Hochstimmung hielten. Der überlebende Ehepartner wurde anschließend mindestens ein Jahr lang „betreut“, das heißt, mit Glückspillen versorgt, wenn er es nicht ohnehin vorgezogen hatte, gemeinsam mit dem Partner aus dem Leben zu scheiden.

Heute abend führten Miriana und ich in unserer Höhle ein Gespräch mit einem geflohenen Ehepaar. Die beiden

waren auf den Wunsch des Mannes hin, der kurz vor seinem Fünfzigsten gestanden hatte, in die Öde geflüchtet. Die Frau wiederholte immer wieder, daß sie, auch unabhängig von den jetzigen miserablen Lebensbedingungen, nicht glücklich darüber sei. „Was tut man nicht alles aus Liebe zum Mann ... Ich kann nun mal nicht von ihm lassen. Aber ich an seiner Stelle, ich hätte gesagt: Komm, mein Herzchen, laß uns gemeinsam in den Tod gehen — hätte ich gesagt. Das hat seinen guten Grund, wenn die Regierung sagt: Mit Fünfzig ist Schluß, man muß aufhören, wenn es am schönsten ist. Hätten wir gelitten unter der Lebensabschiedsspielle? Nein, das hätten wir nicht, das Zeug soll ja ganz schmerzlos wirken, man soll sich sogar richtig prächtig dabei fühlen. Ich habe es immer nur so gehört, auch von meinen Freundinnen, die den Tod ihrer Eltern persönlich miterlebt haben. Und dann die schöne Feier, um die wir beide jetzt gekommen sind. Wir hätten mindestens drei Tage lang gefeiert, und am Nachmittag des dritten Tages hätten wir die Pillen geschluckt und wären eingeschlafen, und all unsere Freunde hätten rings um uns herum gestanden ...“ Man kann sich vorstellen, daß der Abend in der Höhle lang wurde. Der Mann sprach kaum ein Wort. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie es ihm gelungen sein mochte, seine Frau für den Fluchtplan zu gewinnen. Und doch hielten beide einander die ganze Zeit die Hand.

Tief in der Nacht schien auch die Frau müde zu werden. „Herzblättchen,“ wurde sie zärtlich, „wie du es wünschst, so ist es recht.“

DER 9950. TAG

Ob ich die richtige Entscheidung getroffen hatte? Ich war mir nicht mehr sicher. Zwar setzten mir hier weder Hitze noch Kälte zu, doch jetzt wurde ich wieder verfolgt.

Der grausame Winter in der Öde hatte mir, der ich dort einer der Ältesten war, furchtbar zu schaffen gemacht. So hatte ich beschlossen, im Frühjahr nach Ju-Das zurückzukehren, selbst auf die Gefahr hin, erwischt zu werden. Im Winter wäre es nicht möglich gewesen, die weite Strecke bis zum Zugang zu der Stadt zurückzulegen, und auch im heißen Sommer hätte ich mir das alleine nicht mehr zugetraut. Miriana hatte mich gebeten, bis zum Herbst zu bleiben, aber wer wußte, ob ich dann noch kräftig genug gewesen wäre. Ich war inzwischen ein alter Mann und anfälliger für Krankheiten als in jungen Jahren.

In der Hauptstadt, so meine Hoffnung, würde ich Guro und die Seinen aufsuchen, sie könnten mir vielleicht eine Gelegenheit verschaffen, irgendwo unterzukommen.

Mein gestriger Versuch, die Grenzstation unbemerkt zu passieren, scheiterte. Da ich mich nicht ausweisen konnte, nahm man mich fest und brachte mich in die Wachstube. Die Wachhabenden informierten zwar die Vollstrecker, doch achteten sie nicht sonderlich auf mich, wohl in der Annahme, durch die Gefangensetzung sei ich so verunsichert, daß ich nicht wagen würde, mich auch nur von meinem Sitz zu

erheben. Da im Moment alles ruhig war an der Grenze, widmeten sie sich im Nebenraum einem Spiel. Ich entschlüpfte auf leisen Sohlen und befand mich, dank der schnellen Aufzüge, bald mitten in der Stadt. Doch mir war klar, die Vollstrecker würden mich verfolgen.

Jetzt hatte ich eine unruhige Nacht hinter mir. Zwar war es mir gestern noch möglich gewesen, die Ebene zu erreichen, auf der Giri, Guro und die Kinder lebten, aber ich war in einem Außenbezirk angelangt und wagte nicht, die Transportbänder zu benutzen, da die Verkehrsebenen strenger als die übrigen Bereiche kontrolliert wurden. Ich mußte zu Fuß das Haus erreichen, dessen genaue Lage ich noch nicht einmal kannte; es befand sich irgendwo im Zentrum. Leider sahen in dieser Kunstwelt alle Straßen einander sehr ähnlich.

Als es dunkel geworden war, versuchte ich ein Versteck zu finden, was mir leider nicht gelang. So suchte ich mir einen Hof aus, der möglichst wenig Einblick von den Straßen her bot. Mein Schlaf auf dem harten Boden blieb oberflächlich, bei dem geringsten Geräusch schreckte ich auf. Zweimal mußte ich mich schnell hinter Hauswänden verbergen, weil Truppen vorbeimarschierten.

Heute war ich den ganzen Tag über auf den Beinen. Den mitgebrachten Essensvorrat und das Wasser brauchte ich am Vormittag auf. Ein kurzes Stück vor dem gesuchten Haus, es war schon dunkel, brach ich zusammen und verlor das Bewußtsein.

Als ich wieder aufwachte, lag ich im Bett, Giri saß an meiner Seite. Ihr Mann hatte mich bei der Rückkehr von seinem Männer-Arbeitsdienst gefunden.

DER 9970. TAG

Seit drei Tagen bin ich jetzt in der Bibliothek untergebracht. Ein kleiner Raum mit Regalwänden, in denen einige Dutzend Bücher stehen, daneben noch eine weitere Kammer mit einem Bett. Hier sollte ich zunächst unterkommen, bis sich — hoffentlich in nicht allzu ferner Zukunft — andere Möglichkeiten für mich boten. An den Hauptraum konnte ich mich noch gut erinnern, ihn hatte ich in einem anderen Zeitalter gesehen.

Die Familie hatte sich zwei Wochen lang rührend um mich gekümmert, und zum Glück kam ich bald zu Kräften. Doch da die Hauskontrollen in letzter Zeit in beängstigendem Maß zugenommen hatten und jeden Tag auch das Haus von Guro durchsucht werden konnte — sicher lag es nicht an meiner Person, so wichtig konnte ich gar nicht sein, es gingen Gerüchte um von einem fehlgeschlagenen Putschversuch —, waren wir genötigt, eine sicherere Unterkunft für mich zu besorgen. In Absprache mit seiner Organisation sollte ich hier vorläufig unterkommen, und mit vielem Glück gelang es ihm, mich unbemerkt hierher zu bringen.

Diese Bibliothek war nur eine von mehreren derartigen Einrichtungen, eine eher unbedeutende zudem, es gab größere mit bedeutenderen Bücherbeständen. Ursprünglich hatte sie sich an der Erdoberfläche befunden, und zwar innerhalb eines erloschenen Vulkans. Im Laufe der Jahrhunderte und

Jahrtausende war sie jedoch von mehreren Schichten Erdreich und auch vom Bauschutt früher hier lebender Völker zugeschüttet und erst vor etwa 600 Jahren von Angehörigen der „Organisation“ nach alten Plänen entdeckt worden. Man hatte eine Treppe zu den Kammern angelegt, die sich an einem schon seit Urzeiten als ehrwürdig und geheiligt geltendem Ort befanden, an dem sich einstmals ein Tempel erhoben haben soll. Seitdem dieser Zugang bestand, versuchten immer wieder kluge Köpfe, die alten Bücher zu entziffern, was ihnen bisher noch nicht gelungen war.

Natürlich wußte Guro, daß ich hier auf Dauer vor Einsamkeit umkäme. In etwa zehn Tagen wollte er mich besuchen, bis dahin mußte ich mich notdürftig mit dem beschäftigen, was mir zur Verfügung stand. Die Temperatur in den Räumen war angenehm, Speisen und Wasser hatten wir ausreichend mitgebracht, also hätte ich zufrieden sein können — doch der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Gestern und vorgestern hatte ich nach und nach alle Bücher in die Hand genommen und in ihnen geblättert, doch ich hatte gleich gesehen, daß es mir wohl kaum gelingen würde, die Schriftzeichen zu entziffern.

Heute nun begann ich damit, mein warnendes Buch zu schreiben, ich fühlte mich dazu verpflichtet. Da man die Bibliothek nach Jahrtausenden wieder öffnen würde, wäre das Verfassen dieses Büchleins mit einiger Wahrscheinlichkeit nicht vergeblich. Es würde zumindest den Priestern von Communio bekannt werden, mit denen ich über meine Schrift und Sprache gesprochen und für die ich sogar ein

Wörterbuch verfaßt hatte, und sie würden die Warnung hoffentlich zukünftigen Zeiten überliefern. Vielleicht würde man, so meine Hoffnung, die Bibliothek mitsamt meinem Büchlein auch in „meiner Welt“ wiederentdecken. Ich wußte zwar nicht, ob ich in den Ablauf der Geschichte eingreifen könnte, aber ich mußte mein Bestes dazu beizutragen versuchen, daß solch menschenverachtende Staatssysteme wie das jetzige nicht mehr entstünden. Es mußte bekannt werden, welche Formen die staatliche Lüge annehmen konnte.

So begann ich also mit dem Buch: „Was ich niederschreibe, soll eine Warnung sein für alle, die eines Tages, in ferner Zukunft, diesen Text lesen: Verhindert, daß Regierungen jemals so mit Menschen umgehen, wie ich es erlebt habe! Gegen meinen Willen wurde ich hierher verschlagen und bin jetzt auf der Flucht vor den Vollstreckern der ‚Klugen Gesetze‘. Alles hier ist Lüge, aber die Menschen glauben ihr und halten sie für richtig und gut. Sie meinen, frei zu sein, in Wirklichkeit sind sie Gefangene, die so unfrei sind, daß sie nicht einmal ihre eigene Sklaverei erkennen ...“

DER 10 000. TAG

Seit einer Woche saß ich in Haft. Die Wachleute hätten mich mit Sicherheit nicht gefaßt, wenn ich auf Guros Rat gehört hätte, auf keinen Fall die Bibliothek zu verlassen. Aber als ich mein Büchlein fertiggestellt, nicht nur geschrieben, sondern sogar auch gebunden hatte, langweilte ich mich so sehr — denn Guros nächster Besuch sollte erst wieder in einigen Tagen stattfinden —, daß ich die Treppe hinaufstieg und im Freien spazierenging.

Draußen erahnte ich die Stadtlandschaft Communio, die in ferner Zukunft hier entstehen würde — oder die einstmals hier gestanden hatte? Ich war, was die Zeitenfolge betraf, inzwischen ganz verwirrt — vielleicht eine Folge meiner langen Einsamkeit und des vielen Grübelns. Sicher schien mir nur, daß man die Bibliothek, in der jetzt mein Buch im Regal stand, zur Zeit der „Rundungen“ wieder betreten würde.

Hier war es, was das Klima betraf, zwar nicht so paradiesisch, wie ich es aus der letzten Welt kannte, aber doch angenehmer als im Mittelgebirge, in dessen Höhlen ich vor kurzem gehaust hatte. Die Sommer und Winter schienen in dieser Gegend, wie ich an den Pflanzenarten zu erkennen meinte, milder zu sein als auf der übrigen Erdoberfläche. Doch für einen dauerhaften Aufenthalt von Staatsflüchtlingen war dieser Ort ungeeignet, da sich inmitten der Rundung einer der Eingänge von Ju-Das befand. Und gerade dies

wurde mir zum Verhängnis. Eine Gruppe Wachmänner, die sich — wie ich — die FüÙe vertrat, sah und ergriff mich. Entgegen meinen Erwartungen wurde ich in den kommenden Tagen keinen Verhören unterzogen; man vermutete, wie ich einigen spöttischen Bemerkungen entnahm, die ich zufällig aufschnappte, ich sein einer der „auÙerstaatlichen Höhlenmenschen“, der „in die Nestwärme zurückzukehren versuche“. So blieb ich zwar verschont von Vernehmungen und Folter; andererseits räumte man mir auch keinerlei Möglichkeit einer Verteidigung ein. Ich war von vornherein dazu bestimmt, im „Garten der Ewigkeit“ zu sterben, einerseits als Abweichler — dies war alleine schon durch meinen unbefugten Aufenthalt in der Öde bewiesen —, andererseits als ein Mensch, der offenkundig sein 50. Lebensjahr überschritten hatte; die kosmetischen Veränderungen an meinem Gesicht hatten das letzte halbe Jahr nicht überdauert, und während der Wochen in Ju-Das war ich keiner erneuten Verjüngungsmaßnahme unterzogen worden.

Heute sollte mein Todestag sein. Man sprach nicht von Hinrichtung, sondern von „Erlösung vom Schmarotzerdasein“. Ich kann nicht sagen, daß ich keine Angst gehabt hätte, aber ich nahm mein Schicksal doch einigermaßen gelassen hin. Immerhin hatte die ständige Flucht ein Ende. Nachdem man mir am Abend noch eine Henkersmahlzeit gereicht hatte, brachte man mich zum „Garten“. Es war ein großer, von einer hohen Metallmauer umgrenzter Bezirk. Die Vollstrecker öffneten ein schweres eisernes Tor, stießen mich hinein und verschlossen es hinter mir wieder.

Ich schaute mich um. Entgegen meiner Erwartung gab es hier keine Bäume, keine Büsche, keine Blumen, keinen Rasen, keine Vögel. Hier stand herum, was am wenigsten zu einem Garten oder Park paßte: Waffen und Kriegsgerät, alles aus Metall. Nur wenige Meter vor mir glänzten polierte Ritterrüstungen im Licht des künstlichen Himmels, mit Schwertern in der Hand und heruntergelassenem Harnisch. Ich tat einige Schritte vorwärts. Im Boden um mich herum staken Streitäxte, Hellebarden und andere Mordwerkzeuge. Vorsichtig und mich immer wieder umblickend ging ich in den Garten hinein. Überall Pistolen und Gewehre, Mörser, Kanonen und Panzer sowie Geräte, die ich noch niemals in meinem Leben gesehen hatte, die aber offensichtlich demselben Zweck dienten. Ich fieberte mit Körper und Seele, denn ich wußte nicht, wie die Hinrichtung vonstatten gehen sollte. Würde vielleicht hinter einem Panzer jemand hervorspringen und mich erschlagen, erstechen, erschießen? Sollte ich inmitten dieser Werkzeuge der Gewalt verhungern und verdursten? Glaubte man, ich werde angesichts der Aussichtslosigkeit meiner Lage selbst Hand an mich legen?

Die Minuten verstrichen, und nichts tat sich. Ich setzte mich auf den Boden und wartete. Das Schlimme war die völlige Ungewißheit, was geschehen würde.

Plötzlich knackte es in meiner Nähe. Ich drehte mich erschreckt um. Hinter mir standen nur die toten Ritterrüstungen; wegen der abendlichen Dunkelheit konnte ich sie nur noch schemenhaft erkennen. Bewegte sich da eine von ihnen? Kämen die Rüstungen gleich auf mich zu, mit ihren

Schwertern und geschwungenen Morgensternen, und würden mich verfolgen? Unsinn, ich hatte in meiner Jugend zuviel Science-Fiction und Fantasy gelesen. Doch dann hörte ich wieder ein Knacken.

„Ist da jemand?“

Hinter einer der Rüstungen trat unsicher ein schwächlicher Mann hervor. „Bist du ... nicht der Henker?“

„Keine Sorge — ich warte selber auf ihn.“ Bittere Ironie.

„Und du bist, wie ich, auch zu alt?“ Der Mann kam näher.

„Schon 66. Und außerdem ein Abtrünniger.“

Der Fremde schreckte zurück, doch nachdem er mich eine Weile lang betrachtet hatte, schien er sich entschieden zu haben, daß ich harmlos sei. Er setzte sich zu mir auf den Boden. Seine Angst stand ihm deutlich ins Gesicht geschrieben.

Gerade wollte ich ihn nach seinen näheren Lebensumständen befragen, als eine dunkle Männerstimme von überall und nirgends her erklang: „Wer von Euch beiden den anderen tötet, erhält Leben und Freiheit geschenkt.“

Sofort sprang der Fremde auf und wich einige Schritte zurück.

„Ich werde dich nicht töten!“ versicherte ich ihm. „Das Versprechen der Vollstrecker ist nichts als eine Lüge. Wir beide werden hier nicht lebend herauskommen. Sieh her, ich habe keine Waffe in den Händen.“

„Aber ich.“ Der Mann hatte einer der Rüstungen den Morgenstern aus der Hand gerissen und ging nun damit auf mich zu.

Sogleich war ich auf den Beinen. „Sei doch vernünftig! Die da‘ haben doch nur ihr perverses Vergnügen daran, wenn wir uns gegenseitig umbringen. Komm, wirf das Ding weg, wenigstens wollen wir ihnen den Spaß verderben.“

Aber der Fremde hörte nicht auf mich. Als ich mich umdrehte, um die Flucht zu ergreifen, stolperte ich und stieß mit dem Kopf gegen eine Kanone.

Ein heftiger Schmerz, dann wurde mir schwarz vor Augen.

Dunkle Nebel um mich herum. Ich fliege, fliege nach oben. In der Ferne ein Licht. Es kommt näher, um mich herum wird es hell. Auf einmal fühle ich mich unendlich erleichtert.

Ich öffnete die Augen. Über mich gebeugt ein Notarzt, der gerade eine Spritze aus meinem Arm zog. Daneben Moni, die zu einem Sanitäter sprach. „Ja, vor genau 10 Minuten hatte ich angerufen.“

Da sah sie, daß ich aus der Ohnmacht erwacht war. Ein freudiger Aufschrei: „Christian, geht es dir wieder besser? Ich hatte solche Angst um dich!“ In ihren Augen Tränen.

„Ach Moni, Moni.“ Meine Stimme war noch schwach.

Ralph, mein Verleger, stand auf einmal in der Tür: „Bin zurückgekommen, weil ich was vergessen hatte, und sah den Rettungswagen. Was ist denn passiert?“

Ich atmete tief ein und setzte mich auf. „Das ist doch nicht möglich! Panralfo, du hier?“

* * *